Merc.
16m

Merc.
16 m

Bastiat, M. F.

Die

Trugschlüsse der Schutzzöllner

gegenüber der

gesunden Handels-Politik

von

M. Friedr. Bastiat.

Aus dem Französischen.

Mit einem Vorwort

von

C. Noback.

Berlin, 1847.
August von Schröter

531. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ob der Handel frei sein oder Beschränkungen unterliegen müsse, ist endlich auch für uns eine Lebensfrage geworden, zu deren Beantwortung von allen Seiten beigetragen wird. Da es aber nicht leicht ist, sich aus den bestehenden Verhältnissen zu unterrichten und der gesunde Verstand in der Lösung praktischer Fragen bisher wenig Uebung gefunden hat, so trägt die Lebhaftigkeit, mit der man sich auf die schwierigsten Probleme der National-Oekonomie wirft, und das persönliche Interesse, das sich egoistisch hineinmischt, oft dazu bei, die öffentliche Meinung zn verwirren, statt sie aufzuklären.

Es war mir daher sehr erwünscht, in den Bastiat'schen Sophismes économiques eine kleine Schrift zu finden, die diesseits wie jenseits des Rheins nützlich sein muß; und die Anerkennung, mit der Herr Richard Cobden bei seiner Anwesenheit in Berlin sich über sie aussprach, rechtfertigte vor mir selber den Entschluß, eine Uebersetzung zu veranlassen.

Die Uebertragung der Beispiele auf deutsche Verhältnisse ergiebt sich von selbst und konnte daher dem Leser überlassen werden.

So ist denn dem Büchlein seine eigenthümliche, gerade in den Beispielen so geistreiche Weise geblieben und muß, wenn uns nicht Alles täuscht, ihm wohlwollende und dankbare Leser verschaffen.

Berlin, am 17. August 1847.

C. Noback.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1
I. Ueberfluß und Mangel 6
II. Hinderniß und Ursache 21
III. Anstrengung und Resultat 27
IV. Ueber die Ausgleichung der Bedingungen der Produktion 39
V. Unsere Produkte sind mit Steuern belegt . 62
VI. Handelsbilanz 71
VII. Eine Petition 78
VIII. Differential-Zölle 86
IX. Ungeheure Entdeckung 88
X. Reziprozität 94
XI. Absolute Preise 99
XII. Ueber die Erhöhung des Arbeitslohnes durch den Schutzzoll 104
XIII. Theorie und Praxis 112
XIV. Konflikt der Prinzipien 121
XV. Noch einmal Reziprozität 127

Seite
XVI. Die verstopften Flüsse als Vertheidiger der Schutzzöllner 130
XVII. Eine negative Eisenbahn 132
XVIII. Ein absolutes Prinzip giebt es nicht . . 134
XIX. Nationale Unabhängigkeit 139
XX. Menschliche Arbeit, nationale Arbeit . . 143
XXI. Rohstoffe 150
XXII. Metaphern 155
Schlußbetrachtung 160

Einleitung.

Ich habe in diesem Büchlein einige von den Argumenten zu widerlegen gesucht, die man gegen die Befreiung des Handels aufführt.

Ich will mit den Schutzzöllern keinen Streit anbinden, sondern nur einem Prinzip in den Geistern aufrichtiger Menschen Eingang zu verschaffen suchen, die noch *schwanken*, weil sie *zweifeln*.

Ich gehöre nicht zu Denen, welche sagen: der Schutz stützt sich auf Interessen; ich glaube vielmehr, daß er auf Irrthümern, oder wenn man will, auf unvollkommenen Wahrheiten beruht. Zu viele Menschen fürchten die Freiheit, als daß diese Besorgniß nicht aufrichtig gemeint sein sollte.

Es ist ein kühner Plan, den ich mir aufgestellt, aber ich wünsche wohl, ich bekenne es, daß dies kleine Werk gleichsam das Handbuch für alle Diejenigen würde, welche

zwischen den beiden Prinzipien zu entscheiden berufen sind. Wenn man mit den Grundsätzen des Freihandels nicht ganz und gar vertraut ist, so schleichen sich die Trugschlüsse des Schutzsystems unaufhörlich unter der einen oder der andern Form in den Geist wieder ein. Um ihn davon loszumachen, bedarf es jedesmal der weitschichtigen Arbeit einer Analyse, und diese Arbeit zu vollziehen, hat nicht Jedermann die Zeit, und die Gesetzgeber gerade am allerwenigsten. Deshalb habe ich versucht, sie ganz und gar ausgeführt vorzulegen.

Aber, wird man sagen, sind denn die Segnungen des freien Handels so verborgener Art, daß sie sich nur den National-Oekonomen von Profession zeigen? Ja, wir räumen es ein; in der Diskussion haben unsere Gegner vor uns einen offenbaren Vortheil. Sie können in wenigen Worten eine unvollkommene Wahrheit darlegen, und wir müssen, um zu zeigen, daß sie unvollkommen ist, lange und trockene Auseinandersetzungen machen.

Das liegt in der Natur der Sache; das Gute, das der Schutz bewirkt, häuft er auf einen gegebenen Punkt, und den Schaden, den er anrichtet, theilt er über die ganze Masse aus. Jenes ist dem äußerlichen Auge bemerklich, dieser läßt sich nur mit dem Auge des Geistes erkennen. Mit der Handelsfreiheit ist es gerade umgekehrt.

So ist es fast mit allen ökonomischen Fragen.

Sagt Jemand: diese Maschine hat dreißig Arbeiter überflüssig gemacht, oder: der Verschwender fördert die Industrie, oder: die Eroberung von Algier hat den Handel von Marseille verdoppelt, oder endlich: das Budget sichert die Existenz von hunderttausend Familien, — so wird er von Allen verstanden, seine Sätze sind klar, einfach und an sich wahr. Folgert er nun hieraus die Prinzipien, daß die Maschinen ein Uebel, dagegen der Luxus, die Eroberungen, die drückenden Zölle etwas Gutes sind, so wird seine Theorie um so mehr Erfolg haben, als er sie auf unleugbare Thatsachen stützen kann.

Wir aber können uns nicht an eine Ursache und ihren nächsten Erfolg halten; wir wissen, daß dieser Erfolg selbst wieder zur Ursache wird. Um eine Maßregel zu beurtheilen, müssen wir sie durch die Verkettung der Resultate bis zu ihrer Endwirkung verfolgen und sind, da man das große Wort aussprechen muß, zu „raisonniren" gezwungen.

Da werden wir aber sofort von dem Geschrei bestürmt: „ihr seid Theoretiker, Metaphysiker, Ideologen, Utopisten, Prinzipienmänner", und alle Vorurtheile des Publikums wenden sich gegen uns.

Was bleibt da übrig, als sich an die Geduld und das Wohlwollen des Lesers zu wenden, und in unsere Darstellung wo möglich eine so lebendige Klarheit zu legen, daß die Wahrheit und der Irrthum sich in ihrer

Nacktheit zeigen, bis der Sieg ein- für allemal der Handelsbeschränkuug oder der Handelsfreiheit verbleibt.

Ich habe hier eine wichtige Bemerkung zu machen. Einzelne Abschnitte dieses Büchleins sind in dem Journal des Economistes erschienen. In einer übrigens sehr wohlwollendenden Kritik behauptet Herr Vicomte von Romanet, daß ich die Aufhebung der Douanen fordere. Herr von Romanet irrt. Ich fordere die Aufhebung des Schutzsystems. Wir Freihandelsmänner wollen der Regierung ihre Steuern lassen; wir möchten nur gern die Regierten davon abbringen, daß sie sich unter einander besteuern. Napoleon hat gesagt: die Douane soll nicht ein Einnahmequell für den Fiskus, sondern ein Mittel zum Schutze der Industrie sein. Wir vertheidigen das Gegentheil und sagen: die Douane soll nicht in den Händen der Produzenten ein Mittel gegenseitiger Beraubung, aber sie kann eben so gut Einnahmequelle für den Fiskus sein, als jede andere. Wir, oder um nicht Andere außer mir in den Kampf zu verwickeln, ich bin so weit entfernt, die Aufhebung der Douanen zu fordern, daß ich in Zukunft in ihnen den Rettungsanker für unsere Finanzen erblicke. Ich halte sie für fähig, dem Staatsschatz ungeheure Einnahmen zu verschaffen, und, ehrlich gestanden, bei der Langsamkeit, mit welcher die Lehren einer gesunden Nationalökonomie sich ausbreiten, und mit der Schnelligkeit, mit der unser Budget anwächst,

hoffe ich für die Handelsreform mehr von den zwingenden Bedürfnissen des Staatsschatzes als von der Macht einer aufgeklärten Meinung.

Aber zu welchem Schluß kommen Sie denn endlich? wird man mir sagen. Ich bedarf eines besonderen Schlusses gar nicht, ich bekämpfe Trugschlüsse, das ist Alles.

Aber, fährt man fort, man muß nicht bloß zerstören, man muß auch aufbauen. Ich denke, wer einen Irrthum zerstört, der baut die entgegengesetzte Wahrheit auf.

Nunmehr sträube ich mich aber nicht, meinen Wunsch zu bekennen. Ich wünschte, daß die öffentliche Meinung dahin gebracht würde, eine Zollgesetzgebung zu bestätigen, die etwa folgendermaßen lautete:

Zum Leben unentbehrliche Artikel zahlen einen Zoll von 5 pro Cent ihres Werthes;

Gewohnheits-Bedürfnisse (les objets de convenance) 10 pro Cent;

Luxus-Artikel 15 oder 20 pro Cent.

Freilich sind diese Abtheilungen in einer Ideenfolge gemacht, die der eigentlichen National-Oekonomie durchaus fremd ist, und ich bin weit davon entfernt, sie für so nützlich und so richtig zu halten, als man es gewöhnlich glaubt; aber das gehört nicht mehr hierher.

Erster Abschnitt.

Ueberfluß und Mangel.

Was ist für die Menschen und für die Gesellschaft besser, Ueberfluß oder Mangel?

Wie! wird man ausrufen, kann das wohl eine Frage sein? Ist man jemals so weit gegangen, ist es nur möglich zu behaupten, daß der Mangel die Grundlage des menschlichen Wohlbefindens sei?

Ja, man ist so weit gegangen, es ist behauptet worden; man behauptet es alle Tage, und ich stehe nicht an zu sagen, daß die Theorie des Mangels die bei weitem verbreitetste ist. Von ihr zehren die Unterhaltung, die Journale, die Bücher, die Tribüne, und so sonderbar es scheinen mag, die National-Oekonomie wird sicherlich erst dann ihre Aufgabe und ihre praktische Mission erfüllt haben, wenn sie den so ein-

fachen Satz unter das Volk gebracht und unwiderleglich gemacht hat: „Ueberfluß ist Reichthum.“

Hört man nicht alle Tage sagen: der Fremde will uns mit seinen Produkten überschwemmen. Man fürchtet also den Ueberfluß.

Hat nicht Herr v. Saint-Cricq gesagt: „Die Produktion ist zu groß?“ Er fürchtet also den Ueberfluß.

Zerbrechen die Arbeiter nicht die Maschinen? Sie erschrecken also vor der allzureichlichen Produktion, d. h. vor dem Ueberfluß.

Hat Herr Bugeaud nicht die Worte ausgesprochen: „Mag das Brod doch theuer sein, dann wird der Landmann reich.“ Nun kann aber das Brod nur dadurch theuer sein, daß wenig davon vorhanden ist; also predigte Herr Bugeaud den Mangel.

Hat nicht Herr v. Argout die Einträglichkeit der Zuckerproduktion aus Runkelrüben als ein Argument gegen sie gebraucht? Sagte er nicht: „Die Runkelrübe hat keine Zukunft und ihre Kultur sollte sich nicht weiter ausdehnen, da doch einige Hektaren Land, die jedes Departement ihr widmete, den ganzen Bedarf Frankreichs hinlänglich decken würden.“ In seinen Augen ist also Unfruchtbarkeit und Mangel das Heil, Fruchtbarkeit und Ueberfluß ein Uebel.

Veröffentlichen die „Presse“, der „Commerce“ und die meisten Tagesblätter nicht jeden Morgen einen oder mehrere Artikel, um der Kammer und der Regierung zu beweisen, daß es zu einer gesunden Politik gehört

die Preise aller Dinge durch Schutzzölle gesetzlich zu erhöhen? Und gehorchen die drei Gewalten nicht tagtäglich diesem Befehl der periodischen Presse?

Nun erhöht der Schutzzoll den Preis einer Waare nur dadurch, daß er das Quantum verringert, in dem sie auf dem Markte angeboten wird! Mithin bringen die Journale, die Kammern, das Ministerium die Theorie des Mangels in die Praxis, und ich hatte recht, zu sagen, daß diese Theorie bei weitem die verbreitetste ist.

Wie ist es nun zugegangen, daß den Augen der Arbeiter, den Publizisten, den Staatsmännern der Ueberfluß fürchterlich und der Mangel vortheilhaft erscheint? Ich will zur Quelle dieser Täuschung aufsteigen.

Man bemerkt, daß ein Mensch desto reicher wird, je mehr Vortheil er aus seiner Arbeit zieht, das heißt: je theurer er verkauft. Er verkauft aber um so theurer, je weniger von der Waare vorhanden ist, die er produzirt; daraus schließt man, wenigstens er, daß der Mangel reich macht. Dies Raisonnement der Reihe nach auf alle Produzenten angewandt — und die Theorie des Mangels ist fertig. Nunmehr schreitet man zu ihrer Anwendung, und um alle Produzenten zu begünstigen, ruft man eine künstliche Theurung, einen gänzlichen Mangel durch Prohibition, Erschwerung, Verbot der Maschinen und andere ähnliche Mittel hervor.

Ebenso ist es mit dem Ueberfluß: man bemerkt, daß, wenn ein Produkt im Ueberfluß vorhanden ist,

es zu einem niedrigen Preise verkauft wird, folglich gewinnt der Produzent weniger.

Wenn alle Produzenten in dieser Lage sind, so sind sie alle unglücklich; folglich ist der Ueberfluß der Ruin der Gesellschaft. Und da jede Ueberzeugung zur That zu werden sucht, so sieht man in vielen Ländern die Gesetze der Menschen einen Kampf führen gegen den Ueberfluß der Dinge.

Ganz allgemein gehalten würde dieser Trugschluß vielleicht wenig Eindruck machen; aber auf eine bestimmte Klasse von Dingen, auf diesen oder jenen Industriezweig, auf eine gegebene Klasse von Produzenten angewandt, hat er den Schein ganz und gar für sich, und das hat auch seinen guten Grund. Ein Trugschluß ist nicht durchaus falsch, sondern nur unvollständig. Nun ist das Wahre in ihm jederzeit und nothwendig dem Geiste gegenwärtig; aber das Unvollständige ist eine negative Eigenschaft, ein abwesendes Positives, von dem es sehr möglich und selbst sehr leicht ist, sich nicht Rechenschaft zu geben.

Der Mensch produzirt, um zu konsumiren, er ist zugleich Produzent und Konsument. Meine Darstellung betrachtet ihn nur unter dem ersten Gesichtspunkt; unter dem zweiten würde sie zu dem entgegengesetzten Schluß hinführen. Könnte man nicht in Wahrheit sagen:

Der Konsument ist um so reicher, je billiger er alle Dinge kauft; er kauft sie aber desto billiger, in je größerem Ueberflusse sie vorhanden sind; also macht

ihn der Ueberfluß reich, und dies Raisonnement auf alle Konsumenten ausgedehnt, würde zur Theorie des Ueberflusses führen!

Diese Täuschungen werden erzeugt durch den unvollkommen verstandenen Begriff des Tausches.

Wenn wir unser persönliches Interesse befragen, so erkennen wir deutlich, daß es ein doppeltes ist: als Verkäufer wollen wir hohe Preise und folglich Mangel an der Waare, die wir verkaufen; als Käufer wollen wir einen guten Markt, oder was auf eins herauskommt, Ueberfluß an der Waare, die wir kaufen wollen. Wir dürfen also schlechterdings nicht ein Raisonnement einseitig nur auf das eine oder nur auf das andere dieser Interessen gründen, bevor wir erkannt haben, welches von beiden mit dem allgemeinen und dauernden Interesse des Menschengeschlechts zusammenfällt und sich mit ihm identifizirt.

Wenn der Mensch ein isolirtes Wesen wäre, wenn er nur für sich arbeitete, wenn er die Frucht seiner Arbeit unmittelbar selbst genösse, mit einem Worte, wenn er nicht tauschte, so hätte die Theorie des Mangels niemals in die Welt eingeführt werden können. Es wäre zu evident, daß der Ueberfluß ihm vortheilhaft wäre, woher er auch kommen mag: mag er das Resultat seiner Industrie, eines wohlersonnenen Handwerkszeuges, wirksamer Maschinen sein, die er etwa erfunden hätte, oder mag er ihn der Fruchtbarkeit des Bodens, der Freigebigkeit der Natur oder gar einem

geheimnißvollen Import von Produkten verdanken, welche die Fluth von Außerhalb herbeigebracht und am Gestade zurückgelassen hätte. Niemals würde der isolirte Mensch, um seiner eigenen Arbeit einen Sporn zu geben, oder um ihr einen Nahrungszweig zu erhalten, darauf kommen, die Instrumente zu zerstören, die ihm jene Arbeit ersparen, die Fruchtbarkeit des Bodens zu vernichten, oder die Güter in das Meer zurückzuwerfen, die es ihm gebracht hat. Er würde leicht begreifen, daß die Arbeit nicht Zweck, sondern Mittel ist, daß es absurd wäre, aus Furcht, dem Mittel zu schaden, den Zweck abzulehnen. Er würde begreifen, daß, wenn er zwei Stunden des Tages der Befriedigung seiner Bedürfnisse widmet, Alles, was ihm eine Stunde dieser Arbeit erspart, Maschine oder Fruchtbarkeit oder ein unentgeldliches Geschenk, gleichviel, wenn nur das Resultat dasselbe bleibt, daß alles dies ihm diese eine ersparte Stunde von Neuem zu seiner Disposition stellt, die er zur Vermehrung seines Wohlstandes benutzen kann; er würde begreifen, daß Ersparung an Arbeit nur ein Fortschritt ist.

Aber der Tausch verwirrt uns den Blick auf eine so einfache Wahrheit. Bei der Theilung der Beschäftigungen, welche die Form unserer Gesellschaft mit sich bringt, treffen sich Produktion und Konsumtion eines Gegenstandes nicht in demselben Individuum. Jeder ist geneigt, seine Arbeit nicht als Mittel, sondern als Zweck anzusehen. Der Tausch

erzeugt für jeden Gegenstand zwei Interessen, das des Produzenten und das des Konsumenten, und beide sind sich immer unmittelbar entgegengesetzt.

Es ist wichtig, sie zu zerlegen und ihre Natur zu studiren.

Nehmen wir irgend einen Produzenten: was ist sein unmittelbares Interesse? ein doppeltes, nämlich erstens: daß die möglichst geringste Zahl von Menschen sich der Arbeit widmet, die er betreibt, und zweitens: daß die möglichst größte Zahl von Menschen das Produkt seiner Arbeit suche. Die National-Oekonomie drückt dies gedrängter so aus: der Produzent wünscht, daß das Angebot sehr gering und die Nachfrage sehr bedeutend sei; oder mit noch anderen Worten: er wünscht beschränkte Konkurrenz und unbeschränkten Absatz.

Was ist das unmittelbare Interesse des Konsumenten? daß das Angebot der betreffenden Waare groß und die Nachfrage gering sei.

Da diese beiden Interessen sich widersprechen, so muß nothwendiger Weise eines von ihnen mit dem allgemeinen oder gesellschaftlichen Interesse zusammenfallen, das andere aber ihm feindlich sein.

Aber welches soll die Gesetzgebung als den Ausdruck des Gemeinwohls begünstigen, wenn sie anders eines von ihnen begünstigen darf?

Um das zu wissen, genügt die Untersuchung, was

geschehen würde, wenn die „geheimen Wünsche" in Erfüllung gingen.

Man muß gestehen, als Produzenten haben wir alle antisoziale Wünsche. Sind wir Weingärtner, so würde es uns gar nicht betrüben, wenn aller Wein in der ganzen Welt außer dem unsrigen erfröre: das ist die Theorie des Mangels. Sind wir Grubenbesitzer, so wünschen wir, daß auf den Markt kein anderes Eisen komme, als das wir auf ihn bringen, wie groß auch immer das Bedürfniß des Publikums sein mag, damit gerade dies lebhaft gefühlte und nur unvollkommen befriedigte Bedürfniß uns einen recht hohen Preis verschaffe; das ist die Theorie des Mangels. Sind wir Ackerbauer, so sagen wir mit Herrn Bugeaud: ist nur das Brod theuer, das heißt selten, so werden die Ackerbauer gute Geschäfte machen; das ist wiederum die Theorie des Mangels.

Sind wir Aerzte, so müssen wir bemerken, daß gewisse physische Verbesserungen, z. B. die heilende Kraft des Landlebens, die Entfaltung gewisser Tugenden, als der Mäßigkeit und der Enthaltsamkeit, die gesteigerte Aufklärung, die Jeden in den Stand setzt, für seine Gesundheit zu sorgen, die Entdeckung einfacher Heilmittel und ihrer leichten Anwendung — daß sie alle eben so viel Todesstöße sind, die unserm Handwerk beigebracht werden. Unsere geheimen Wünsche als Aerzte sind der Gesellschaft feindlich. Ich will damit nicht sagen, daß die Aerzte solche Wünsche hegen; ich glaube

gern, daß sie eine allgemeine Panacée mit Freuden begrüßen würden; aber in diesem Gefühl zeigt sich nicht der Arzt, sondern der Mensch und der Christ, der sich mit edler Entsagung auf den Standpunkt des Konsumenten stellt. Insofern er eine Profession ausübt, und aus ihr sein Wohlbefinden, sein Ansehn und selbst die Mittel der Existenz für seine Familie sich verschafft, so müssen seine Wünsche, oder wenn man will, seine Interessen antisozial sein.

Fabriziren wir Baumwollstoffe, so wünschen wir sie zu einem Preise zu verkaufen, der für uns der vortheilhafteste ist. Gern würden wir unsere Zustimmung dazu geben, daß alle konkurrirenden Manufakturen verboten würden und wenn wir diesen Wunsch auch nicht öffentlich zu gestehen oder seine vollständige Verwirklichung mit Erfolg zu betreiben wagen, so gelangen wir doch in einem gewissen Grade durch versteckte Mittel eben dahin, indem wir z. B. fremde Gewebe ausschließen, um das Angebot zu vermindern und durch diese Gewaltsmaßregel zu unserm Vortheil den Stoff rar zu machen.

So könnten wir alle Industriezweige vorbeipassiren lassen und würden immer finden, daß die Produzenten als solche einen antisozialen Standpunkt einnehmen. „Der Kaufmann", sagt Montaigne, „macht nur durch die Verschwendung der Jugend ein gutes Geschäft, der Landmann durch die Theuerung des Getreides, der Architekt durch den Verfall der Gebäude, die Diener

der Gerechtigkeit durch den Streit und die Prozesse der Menschen. Sogar die Ehre und die Praxis der Diener der Religion benutzen unsern Tod und unsere Fehler. Kein Arzt hat Vergnügen an der Gesuudheit, auch an der seiner Freunde nicht, so wenig als der Soldat am Frieden und so ist's überall."

Daraus folgt, daß wenn die geheimen Wünsche jedes Produzenten erfüllt würden, die Menschheit sofort in Barbarei zurücksänke. Das Segel würde den Dampf, das Ruder wiederum das Segel proscribiren und alsbald den Transport dem Karren, dieser dem Maulthier und das Maulthier dem Lastträger überlassen müssen.

Die Wolle würde die Baumwolle ausschließen, die Baumwolle umgekehrt die Wolle und so der Reihe nach, bis der Mensch selbst bei dem Mangel aller Dinge von der Erdoberfläche verschwinden müßte.

Man nehme für einen Augenblick an, daß die gesetzgebende Macht und die öffentliche Gewalt dem Comité Mimerel übertragen würde und daß jedes seiner Mitglieder ein kleines Gesetz zulassen und bestätigen dürfte: ist es wohl schwer zu ahnen, was für einem industriellen Coder das Publikum unterworfen sein würde?

Wenn wir jetzt das unmittelbare Interesse des Konsumenten betrachten, so werden wir es in vollkommenem Einklange mit dem allgemeinen Interesse und mit demjenigen finden, was das Wohlsein der Menschheit fordert. Wenn der Käufer auf den Markt kommt, so wünscht er ihn reichlich versorgt zu finden.

Daß die Jahreszeiten allen Erndten günstig seien; daß immer herrlichere Erfindungen ihm immer mehr Produkte und Befriedigungsmittel erreichbar machen; daß Zeit und Arbeit erspart werden und die Entfernungen verschwinden; daß der Geist des Friedens und der Gerechtigkeit die Verringerung der Steuerlast gestatten, daß die Barrieren aller Art fallen — in alle dem läuft das unmittelbare Interesse des Konsumenten dem wohlverstandenen öffentlichen Interesse parallel. Er kann seine geheimen Wünsche bis zur Chimäre, bis zum Absurden steigern, ohne daß diese Wünsche im Sinne der Humanität zu sein aufhören.

Er kann wünschen, daß Lebensunterhalt und Wohnung, Dach und Heerd, Unterricht und Moralität, Sicherheit und Friede, Kraft und Gesundheit sich ohne Mühe, ohne Arbeit erlangen ließen, wie der Staub der Straße, wie das Wasser des Stromes, wie die Luft, die uns umgiebt, oder das Licht, das uns badet, ohne daß die Verwirklichung solcher Wünsche mit dem Wohle der Gesellschaft im Widerspruch stände.

Man wird vielleicht sagen, daß wenn diese Wünsche erhört würden, die Thätigkeit der Produzenten immer mehr beschränkt werden und aus Mangel an Nahrung endlich ganz aufhören würde. Aber warum würde sie das? weil bei dieser äußersten Voraussetzung alle nur denkbaren Bedürfnisse und Wünsche vollkommen erfüllt wären.

Der Mensch würde dann wie die Allmacht alle

Dinge bloß durch einen Akt seines Willens schaffen. Will man mir wohl sagen, worin die mühselige Produktion bei dieser Hypothese zu beklagen sein würde?

Ich fingirte so eben eine gesetzgebende Versammlung von Produzenten, in der jedes Mitglied seinen geheimen Wunsch, den es als Produzent hegt, zum Gesetz erhebt und sagte, daß der von dieser Versammlung zu emanirende Coder das systematisirte Monopol, die zur Praxis gewordene Theorie des Mangels sein würde.

Ebenso würde eine Kammer, wo Jeder nur sein unmittelbares Interesse als Konsument befragte, dahin gelangen, die Handelsfreiheit, die Aufhebung aller beschränkenden Maßregeln, den Umsturz aller künstlichen Barrieren in ein System zu bringen, mit einem Worte, die Theorie des Uberflusses zu verwirklichen.

Daraus folgt, daß, wer das unmittelbare Interesse der Production ausschließlich um Rath fragt, ein, der Gesellschaft feindliches Interesse befragt;

daß dagegen, wer das unmittelbare Interesse der Konsumtion ausschließlich zur Basis nimmt, das allgemeine Interesse zur Basis nimmt.

Es sei mir gestattet, auf diesem Punkte der Betrachtung noch stehen zu bleiben, auch auf die Gefahr hin, daß ich mich wiederhole.

Zwischen dem Verkäufer und dem Käufer besteht ein radikaler Gegensatz; jener wünscht, daß die Waare selten, wenig angeboten und theuer, dieser, daß sie im Ueberfluß vorhanden, stark angeboten nnd billig sei.

Die Gesetze, die mindestens doch neutral sein sollten, nehmen für den Verkäufer gegen den Käufer, für den Produzenten gegen den Konsumenten, für die Theuerung gegen den billigen Markt, für den Mangel gegen den Ueberfluß Parthei; sie verfahren, wenn auch nicht absichtlich, so doch im Prinzip nach dem Satz: „eine Nation ist reich, wenn sie an Allem Mangel hat", denn sie sagen: man muß den Produzenten begünstigen, indem man seiner Waare einen guten Absatz schafft, deshalb ihren Preis erhöhen, deshalb das Angebot beschränken, deshalb den Mangel schaffen.

Seht! ich nehme an, daß man in diesem Moment, wo die Prohibitiv-Gesetze in Frankreich noch in voller Kraft sind, ein vollständiges Inventarium über alle in seinem Bereiche existirenden Dinge, die das Bedürfniß und der Geschmack seiner Bewohner zu befriedigen geschickt sind, aufsetze, über sein Getreide, Fleisch, Tuch, seine Leinwand, Brennmaterialien, Colonialwaaren u. s. w. nicht nach dem Werthe, sondern nach dem Gewicht, dem Maaß, der Quantität.

Ich nehme ferner an, daß man am folgenden Tage alle Barrieren, welche die Einführung fremder Produkte in Frankreich erschweren, fallen ließe.

Endlich nehme ich an, daß man, um das Resultat dieser Reform abzuschätzen, nach drei Monaten ein neues Inventarium aufsetzt.

Wird man nicht m-hr Getreide und Vieh und Tuch und Leinwand und Eisen und Steinkohlen und Zucker

in Frankreich nach dem zweiten, als zur Zeit des ersten Inventariums finden?

Daher ist es so wahr, daß unsere Schutzzölle gar keinen anderen Zweck haben, als zu verhindern, daß alle diese Sachen zu uns gelangen, als um das Angebot zu verringern und das Sinken der Preise, das heißt, den Ueberfluß unmöglich zu machen.

Ich frage: ist das französische Volk unter der Herrschaft seiner Prohibitivgesetze besser genährt weil weniger Brod, Fleisch und Zucker im Lande ist? Ist es besser gekleidet, weil es weniger Garn, Leinen und Tuch giebt? Ist es besser gewärmt, weil weniger Steinkohlen vorhanden sind? Ist es in seinen Arbeiten besser unterstützt, weil es weniger Eisen, Kupfer, Handwerkszeug und Maschinen giebt?

Aber, sagt man, wenn das Ausland uns mit seinen Produkten überschwemmt, so wird es unser baares Gold fortholen.

Und was liegt denn am baaren Gelde? Der Mensch nährt sich nicht mit Geld, kleidet sich nicht mit Gold, erwärmt sich nicht mit Silbermünzen.

Was liegt daran, ob mehr oder weniger Geld im Lande ist, wenn nur desto mehr Brod im Schrank, mehr Fleisch am Haken, mehr Leinen im Kasten und mehr Holz in der Holzkammer ist?

Den beschränkenden Gesetzen werde ich jederzeit dies Dilemma stellen: entweder räumt ihr ein, daß ihr den Mangel hervorbringt, oder ihr räumt es nicht ein.

Wenn ihr es einräumt, so bekennt ihr damit, daß ihr dem Volk alles Uebel anthut, das ihr ihm anthun könnt. Wenn ihr es nicht einräumt, so leugnet ihr, daß ihr das Angebot beschränkt, die Preise vertheuert und den Produzenten begünstigt habt. Im ersten Fall seid ihr schädlich, im zweiten wirkungslos; nützlich könnt ihr nicht sein.

Zweiter Abschnitt.

Hinderniß und Ursache.

Das Hinderniß für die Ursache nehmen, wie den Mangel für den Ueberfluß — das ist derselbe Trugschluß von einem andern Standpunkte aus. Man thut wohl, ihn in allen seinen Gestalten zu studiren.

Der Mensch ist ursprünglich von Allem entblößt. Zwischen seiner Hülflosigkeit und der Befriedigung seiner Bedürfnisse steht eine Menge von Hindernissen, die zu überwinden das Ziel aller Arbeit ist. Es ist sehr interessant, zu untersuchen, wie und warum diese Hindernisse für den Wohlstand von ihm als die Ursache seines Wohlstandes angesehen werden konnten.

Ich habe eine Reise von hundert Meilen zu machen; aber zwischen mir und meinem Ziele liegen Berge, Flüsse, Moräste, undurchdringliche Wälder, kurz, Hindernisse; und um sie zu überwinden, muß ich mich

sehr anstrengen, oder was dasselbe ist, müssen Andere sich sehr anstrengen, denen ich dafür etwas bezahle. Gewiß wäre es für mich besser gewesen, wenn diese Hindernisse nicht existirt hätten.

Um die Spanne Zeit zu durchleben, welche die Wiege des Menschen von seinem Grabe trennt, muß er eine große Menge von Nahrungsmitteln zu sich nehmen, sich gegen die Rauhheit der Jahreszeiten und eine Unzahl von Uebeln schützen oder sich von ihnen heilen. Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Krankheit, alle sind sie ihm Hindernisse auf seiner Lebensbahn. Denken wir ihn uns im Zustande der Isolirung, so müßte er jene Hindernisse der Reihe nach bekämpfen, indem er jagte und fischte, den Boden und Häuser baute, spänne und webte. Besser für ihn, wenn jene Hindernisse nicht so groß, oder lieber gar nicht vorhanden wären. Aber im Zustande der Gesellschaft braucht er nicht für seine Person mit jedem einzelnen Hinderniß besonders zu kämpfen, sondern Andere thun es statt seiner; wofür er seinerseits eines der Hindernisse forträumt, von denen seine Mitmenschen umgeben sind.

Betrachtet man die Dinge im Großen und Ganzen, so wünscht jeder der Gesellschaft, daß sie auf so geringe Hindernisse stoßen möge, als nur möglich.

Geht man aber in das Detail der sozialen Erscheinungen und prüft, welche Veränderung das menschliche Gefühl durch den Tausch erlitten hat, so begreift man bald, wie die Verwechselung des Bedürfnisses mit

dem Reichthum und des Hindernisses mit der Ursache entstehen konnte.

Die Theilung der Arbeit, die durch den Tausch herbeigeführt wird, hat zur Folge, daß jeder Mensch, statt für seine eigene Rechnung mit allen Hindernissen gleichzeitig zu kämpfen, nur ein einziges bekämpft, und zwar nicht für sich, sondern zum Vortheil seiner Mitmenschen, die ihm ihrerseits denselben Dienst erweisen.

Deshalb sieht Jeder in dem Hindernisse, das für fremde Rechnung zu bekämpfen seine Profession ist, die unmittelbare Quelle seines Reichthums. Je größer, ernstlicher und fühlbarer das Hinderniß ist, desto geneigter sind die Menschen den, der es hebt, zu bezahlen, d. h. zu seinen Gunsten die Hindernisse zu heben, die ihn wiederum belästigen.

Ein Arzt z. B. braucht sich nicht selbst sein Brod zu backen, seine Instrumente zu verfertigen, seine Kleidungsstücke zu weben und zu nähen. Das thun Andere für ihn und er kurirt sie dafür wieder. Je öfter und heftiger die Krankheiten wiederkehren, desto eher ist man geneigt, ja gezwungen, für den persönlichen Vortheil des Arztes zu arbeiten. Der Arzt von seinem Standpunkt sieht in der Krankheit, die doch ein allgemeines Hinderniß des menschlichen Wohlbefindens ist, die Ursache seines persönlichen Wohlbefindens, und alle Produzenten denken ebenso. Der Schiffsrheder zieht seinen Vortheil aus dem Hinderniß, das man „Entfernung" nennt, der Ackerbauer aus dem Hunger, der Fabrikant

von Kleiderstoffen aus der Kälte, der Lehrer aus der Unwissenheit, der Juwelier aus der Eitelkeit, der Sachwalter aus der Leidenschaft, der Notar aus der Unzuverlässigkeit, wie der Arzt aus den Krankheiten. Es ist also vollkommen wahr, daß jede Profession ein unmittelbares Interesse an der Fortdauer, ja an der möglichst großen Ausdehnung des Hindernisses hat, das sie zu beseitigen sucht.

Da kommen nun die Theoretiker und gründen auf diese individuellen Interessen ein System: „Das Bedürfniß", sagen sie, „ist der Reichthum; die Arbeit ist der Reichthum, das Hinderniß des Wohlstandes der Wohlstand selbst. Wer die Hindernisse vervielfacht, giebt der Industrie Nahrung."

Dann kommen die Staatsmänner, die über die öffentlichen Kräfte verfügen, und was ist natürlicher, als daß sie diese Kräfte der Entwickelung und Fortpflanzung der Hindernisse dienen lassen, in der Meinung, dadurch den Reichthum zu erhöhen und zu vergrößern? Z. B. sagen sie: „Wenn wir die Einfuhr des Eisens aus den Gegenden, wo es im Ueberfluß vorhanden ist, verhindern, so schaffen wir bei uns ein Hinderniß, den Bedarf an Eisen zu decken. Wird dies Hinderniß lebhaft gefühlt, so nöthigt es, daß man sein Geld ausgiebt, um sich davon zu befreien. Eine gewisse Anzahl unserer Mitbürger wird sich seine Bekämpfung angelegen sein lassen und dies Hinderniß ihr Glück machen. Je mehr es wächst, je seltener und

unzugänglicher das Erz, je schwieriger der Transport ist, je ferner der Heerd der Konsumtion liegt, desto mehr Hände wird diese Industrie in allen ihren Verzweigungen beschäftigen. Laßt uns also das fremde Eisen ausschließen; laßt uns das Hinderniß schaffen, dann schaffen wir auch die Arbeit, die es bekämpft."

Nach demselben Raisonnement wird man die Maschinen verbieten. Da sind Leute, die ihren Wein unterbringen müssen; das ist ein Hinderniß. Und da sind andere Leute, die es heben, indem sie Tonnen fabriziren. Dies Hinderniß ist also ein Glück, denn es ernährt einen Theil der Arbeitskräfte und bereichert einige. Da bringt Jemand eine ingeniöse Maschine, die die Eiche fällt, sie zuschneidet, die Bretter in Dauben zerlegt und die Dauben zu Fässern zusammenfügt. Das Hinderniß ist gehoben und damit das Glück der ehemaligen Tonnenfabrikanten zerstört. Wir wollen beide durch ein Gesetz festhalten und verbieten die Maschine.

Um diesem Trugschluß auf den Grund zu kommen, braucht man sich nur vorzuhalten, daß die Arbeit nicht Ziel, sondern Mittel ist. Die Arbeitskraft liegt niemals brach da: wird ihr ein Hinderniß, das sie beseitigen könnte, genommen, so wirft sie sich auf ein anderes, und dieselbe Arbeitssumme, die zuvor nur eines beseitigte, befreit jetzt die Menschheit von zwei Hindernissen. Wird die Arbeit der Tonnenfabrikanten durch eine Maschine überflüssig gemacht, so wird sie anderweitig verwandt. Aber, fragt man, womit wird

sie bezahlt? Mit demselben Gelde, mit dem sie zuvor bezahlt wurde; denn wenn Arbeitskräfte durch Beseitigung eines Hindernisses frei und disponibel werden, so werden auch genau so viel Geldkräfte frei und disponibel, um sie wie vorher zu bezahlen. Die menschliche Arbeitskraft findet keine Beschäftigung mehr, heißt so viel als: die Menschheit ist von allen Hindernissen ihrer Existenz befreit. Wäre das der Fall, so wäre die Arbeit nicht bloß unmöglich, sie wäre überflüssig. Wir wären allmächtig, könnten die Hände in den Schooß legen, und brauchten nur ein „Fiat" zu rufen, um alle unsere Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen.

Dritter Abschnitt.

Anstrengung und Resultat.

Wir haben so eben gesehen, daß sich zwischen unsere Bedürfnisse und ihre Befriedigung Hindernisse in den Weg stellen, die wir durch Anwendung unserer Fähigkeiten zu besiegen oder doch zu schwächen im Stande sind. Ganz im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Industrie eine Anstrengung ist, auf die ein Resultat erfolgt.

Aber wonach sollen wir unsern Wohlstand, unsern Reichthum messen? Nach dem Resultat der Anstrengung oder nach der Anstrengung selbst? — Zwischen der Anstrengung und ihrem Resultat findet immer ein bestimmtes Verhältniß statt: besteht nun der Fortschritt in dem Wachsthume des ersten oder des zweiten Faktors dieses Verhältnisses? Beide Thesen sind aufge-

stellt worden und theilen sich in die Herrschaft nationalökonomischer Ueberzeugung.

Nach dem ersten System ist der Reichthum das Resultat der Arbeit und wächst in dem Maaße, als das Resultat im Verhältniß zur Anstrengung wächst. Die absolute Vollendung, deren Ausdruck in Gott ist, besteht in der unendlichen Entfernung jener beiden Faktoren von einander: Gott macht keine Anstrengung und hat doch unendliche Resultate.

Nach dem zweiten System bildet die Anstrengung selbst den Reichthum. „Der Reichthum wächst," bedeutet dann, daß die Anstrengung im Verhältniß zum Resultat wächst. Sein Ideal kann durch das ewige und zugleich vergebliche Bemühen des Sysiphus dargestellt werden, daher uns der Leser verzeihen mag, wenn wir in der Folge dieses System Sysiphismus nennen.

Natürlich nimmt das erste alles mit Freuden an, was die Mühe zu verringern und die Produktion zu vermehren vermag: die mächtigen Maschinen, welche die menschliche Kraft steigern, den Tausch, der den Gebrauch der Produkte möglich macht, die gewissen Theilen der Erdoberfläche eigenthümlich sind; die Intelligenz, welche erfindet, die Erfahrung, welche bestätigt, die Konkurrenz, welche ermuntert.

Dagegen wünscht das zweite System mit logischer Nothwendigkeit alles herbei, was eine Vermehrung der Arbeit und eine Verminderung der Produkte bewirkt.

Privilegien, Monopole, Beschränkungen, Prohibitionen, Ausschließung von Maschinen, Unfruchtbarkeit.

Die allgemeine Praxis der Menschen richtet sich immer nach dem Prinzip der ersten Doktrin: niemals wird man einen Produzenten sehen, mag er Ackerbauer, Manufakturist, Kaufmann, Künstler, Soldat, Schriftsteller oder Gelehrter sein, der nicht seine ganze Intelligenz dahin anstrengte, um besser, schneller und ökonomischer zu arbeiten, mit einem Wort, um mit möglichst Wenigem möglichst Viel zu machen.

Die entgegengesetzte Lehre wird von den Theoretikern, den Deputirten, den Journalisten, den Staatsmännern, von allen den Leuten benutzt, deren Rolle in dieser Welt es ist, an dem Körper der Gesellschaft Versuche zu machen. Für ihren eigenen Privatvortheil aber verfahren auch diese Leute, wie alle andern, nach dem Prinzip, mit ihrer Arbeit ein möglichst großes und nützliches Resultat zu erreichen.

Man wird vielleicht glauben, daß ich übertreibe, und daß es eigentliche Sisyphisten gar nicht giebt. Meint man damit, daß Niemand dieses Prinzip in der Praxis bis in seine äußersten Konsequenzen treibt, so gebe ich das gerne zu. So ist es ja immer, wenn man von einem falschen Prinzip ausgeht: es führt alsbald zu so absurden und so unheilsvollen Ergebnissen, daß man stille zu halten gezwungen wird. Und warum läßt die praktische Industrie niemals den Sisyphismus zu? Weil die Strafe dem Irrthum auf

dem Fuße nachfolgen und ihn sofort offenbaren würde. Aber in der spekulativen Industrie, wie sie die Theoretiker und Staatsmänner betreiben, da kann man lange einem falschen Prinzip folgen, ehe man seine Falschheit an den verwickelten Konsequenzen merkt, mit denen man in der Praxis nichts zu thun haben will; und wenn sie sich endlich zeigen, so verfährt man plötzlich nach dem entgegengesetzten Prinzip, widerspricht sich und sucht sich gar mit dem absurdesten, aber gleichfalls herrschenden Axiom zu rechtfertigen: „daß es in der National-Oekonomie kein festes Prinzip gebe."

Wir wollen jetzt sehen, ob diese beiden entgegengesetzten Prinzipien nicht abwechselnd, das eine in der praktischen Industrie, das andere in der industriellen Gesetzgebung herrschen.

Ich zitirte oben einen Ausspruch des Herrn Bugeaud, aber in Herrn Bugeaud muß mau zwei Menschen unterscheiden: den Ackerbauer und den Gesetzgeber. Als Ackerbauer strebt Herr Bugeaud mit allen Kräften nach dem doppelten Ziele: Arbeit zu ersparen und billiges Brod zu bekommen. Wenn er einen guten Pflug einem schlechten vorzieht; wenn er den Dünger verbessert; wenn er, um den Boden aufzulockern, statt der bloßen Einwirkung der athmosphärischen Luft, Egge und Karst anwendet; wenn er alle die Prozesse zur Hülfe nimmt, deren wirksame und vollkommene Benutzung Wissenschaft und Erfahrung gelehrt haben, so hat er und kann er nur den einen Zweck haben: die

Anstrengung im Verhältniß zum Resultat zu verringern. Wir haben ja gar kein anderes Mittel, die Geschicklichkeit des Bearbeiters und die Vollkommenheit einer Methode zu prüfen, als indem wir fragen, ob sie mit verhältnißmäßig wenig Anstrengung viel erreichen, und da alle Pächter der Welt nach demselben Prinzip verfahren, so kann man sagen, daß die ganze Menschheit darnach strebt (und ohne Zweifel zu ihrem Vortheile), jedes Produkt, sei es Brod oder irgend etwas anderes, möglichst billigst zu erlangen und die Anstrengung zu verringern, die zu seiner Gewinnung nöthig ist.

Steht das einmal fest, so sollte es doch, dächten wir, hinreichen, um dem Gesetzgeber das wahre Prinzip zu enthüllen, in dessen Sinn einer Industrie geholfen werden kann; denn es wäre eine Thorheit zu sagen, daß sich die Gesetze der Menschen gegen die Gesetze der Vorsehung kehren müßten.

Gleichwohl sagt Herr Bugeaud, der Deputirte, „ich kann mir bei der Theorie vom billigen Einkauf nichts denken und sehe lieber, wenn das Brod theuer und Ueberfluß an Arbeit ist.“ Und folglicher Weise stimmt der Deputirte für Maßregeln, die den Tausch erschweren, grade weil sie uns indirekt mit dem versehen, was uns die direkte Produktion nur auf viel kostspieligere Weise gewähren kann. Nun liegt am Tage, daß die Prinzipien des Herrn Bugeaud, als Deputirten und als Ackerbauer, schnurstracks einander widersprechen. Bliebe

er sich konsequent, so würde er in der Kammer gegen jede Beschränkung stimmen, oder aber das Prinzip, das er auf der Tribüne verficht, auch auf den Landbau anwenden. Man würde dann sehen, wie er sein Getreide auf das möglichst unfruchtbare Feld säet, denn dann hätte er das Glück viel zu arbeiten, um wenig zu gewinnen, wie er den Pflug abschafft und den Boden mit den Nägeln bearbeitet, weil er dann seine beiden Wünsche erfüllte, daß das Brod recht theuer und Arbeit im Ueberfluß vorhanden sei.

Die Handelsbeschränkung hat den eingestandenen Zweck und die anerkannte Wirkung, daß sie die Arbeit vermehrt.

Ferner hat sie den eingestandenen Zweck und die anerkannte Wirkung, daß sie Theuerung, d. h. Seltenheit der Produkte, erzeugt. Sie wird also zuletzt reiner Sisyphismus, wie wir ihn definirt haben: unendliche Arbeit und kein Produkt!

Der Herr Baron Charles Dupin, die Leuchte der französischen Pairie, beschuldigt in seiner National-Oekonomie die Eisenbahnen, daß sie der Schifffahrt schaden, und in der That haben sie das mit allen Vervollkommnungen gemein, daß sie die Anwendung der ehemaligen schwerfälligeren Methode einschränken. Aber die Eisenbahnen schaden der Schifffahrt doch nur dadurch, daß sie den Transport an sich reißen; sie können ihn aber nur dadurch an sich reißen, daß sie ihn billiger herstellen; sie können ihn aber nur dadurch

billiger herstellen, daß sie die Arbeit im Verhältniß zum Resultat verringern, denn das macht ja nur die Preise billig. Wenn also der Herr Baron Dupin diese Verminderung der Arbeit beklagt, so steckt er noch in der Lehre des Sisyphismus. Genau genommen müßte er, so wie er das Schiff der Eisenbahn vorzieht, auch den Wagen dem Schiff, das Maulthier dem Wagen und den Tragekorb allen bekannten Transportmitteln vorziehen, denn mit diesem erreicht man bei der größten Arbeit das mindeste Resultat.

Herr v. Saint Cricq, ein Minister, der dem französischen Handel so viele Schranken auferlegt hat, sagte: „Die Arbeit bildet den Reichthum eines Volks." Man muß nicht glauben, daß dies ein elliptischer Satz war, dessen eigentlicher Sinn dahin ging: „Die Resultate der Arbeit bilden den Reichthum eines Volks." Nein, seine Meinung war, daß die Intensität der Arbeit der Maßstab des Reichthums ist, und er zeigte dies dadurch, daß er von einer Konsequenz zur andern, von einer Handelsbeschränkung zur andern schritt und Frankreich zur Verdoppelung seiner Arbeitskräfte nöthigte.

Ein Beispiel: in England kostete das Eisen damals 8 Francs, in Frankreich 16 Fr. Schlägt man den Arbeitstag zu 1 Fr. an, so ist klar, daß, wenn Frankreich sich den Centner Eisen auf dem Wege des Tausches verschaffte, es dabei 8 Arbeitstage profitirte. Den beschränkenden Maßregeln des Herrn v. Saint Cricq verdankt Frankreich, daß es 16 Arbeitstage

brauchte, um 1 Ctr. Eisen durch direkte Produktion zu gewinnen. Für dasselbe Resultat also doppelte Mühe, folglich doppelter Reichthum: ist das nicht offenbarer Sisyphismus?

Und damit gar keine Zweideutigkeit mehr möglich sei, hat der Herr Minister dafür Sorge getragen, seine Gedanken noch weiter auszuführen und nicht blos die Intensität der Arbeit Reichthum, sondern auch den Ueberfluß an den Resultaten der Arbeit, d. h. an den Dingen, die unsere Bedürfnisse befriedigen, Armuth genannt. „Ueberall," sagt er, „haben Maschinen die menschliche Arbeit verdrängt, überall wird zu viel produzirt, überall ist das Gleichgewicht zwischen der Produktions- und der Konsumtionsfähigkeit gestört." Man sieht, daß, wenn Frankreich in einer kritischen Lage war, dies nach dem Herrn v. St. Cricq daher kam, weil es zu viel produzirte, weil seine Arbeit zu intelligent und zu einträglich war! Wir waren zu gut genährt, zu gut gekleidet, mit allen Dingen zu wohl versehen; die allzuschnelle Produktion überflügelte alle unsere Wünsche! Man mußte diesem Unheile ein Ende machen und uns deshalb durch Beschränkungen des Handels zwingen, angestrengter zu arbeiten, damit wir weniger produziren!

Ein anderer Handelsminister, Herr v. Argout, sagte, indem er der Runkelrübe einen furchtbaren Stoß versetzen wollte: „Ohne Zweifel ist der Bau der Runkelrübe nützlich, aber diese Nützlichkeit hat ihre Grenze;

er wird nicht jene riesenhafte Entfaltung erleben, die man ihm zu prophezeien beliebt hat. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur zu bedenken, daß der Umfang der Runkelrüben-Kultur sich nach der Konsumtion richtet und durch sie beschränkt wird."

„Man verdoppele, verdreifache die gegenwärtige Konsumtion Frankreichs, und immer wird man finden, daß ein überaus kleiner Theil des Bodens zur Deckung des Bedürfnisses hinreichen wird. Verlangt man den Beweis dafür? Im Jahre 1828 waren 3130 Hektaren Land, also $1/_{10540}$ des angebauten Bodens mit Runkelrüben bepflanzt; und heute, wo ein Drittel des konsumirten Zuckers inländischer ist, sind es 16,700 Hektaren, also etwa $1/_{1978}$ des angebaueten Bodens. Nehmen wir an, daß einstmals nur inländischer Zucker konsumirt würde, so würden wir doch nur 48,000 Hektaren, also nur $1/_{589}$ des Bodens mit Runkelrüben bebauen." Man unterscheide hier die Thatsachen von der Doktrin des Herrn Argout. Die Thatsachen suchen zu beweisen, daß wenig Land, Kapital und Handarbeit nöthig ist, um viel Zucker zu produziren, und daß jede Kommune Frankreichs sich reichlich damit versehen könnte, wenn sie nur eine Hektare ihres Territoriums der Runkelrüben-Kultur widmete. — Die Doktrin besteht darin, daß man diesen Umstand als verderblich anzusehen und die Kraft und die Fruchtbarkeit dieses Industriezweigs als die Grenze seiner Nützlichkeit zu betrachten habe. Ich will mich hier nicht zum Ver-

theidiger der Runkelrübe oder zum Richter über die sonderbaren Dinge aufwerfen, die Herr v. Argout vorgebracht hat; aber es verlohnt sich wohl der Mühe, die Doktrin eines Staatsmannes zu prüfen, dem Frankreich lange Zeit hindurch das Schicksal seines Ackerbaues und Handels anvertraut hat.

Ich sagte oben, daß zwischen der industriellen Anstrengung und ihrem Resultat eine Beziehung stattfände; daß die absolute Unvollkommenheit in einer unendlichen Anstrengung ohne Resultat, dagegen die absolute Vollkommenheit in einem unendlichen Resultate ohne Anstrengung und die Vervollkommnung in der fortschreitenden Verringerung der Anstrengung im Vergleich zu ihrem Resultat bestehe.

Aber Herr v. Argout lehrt uns da den Tod sehen, wo wir das Leben wahrzunehmen glaubten, und die ohnmächtigste Industrie für die wichtigste halten.

Was ist z. B. von der Runkelrübe zu erwarten? Sieht man nicht, daß 48,000 Hektaren Land, ein entsprechendes Kapital nebst Handarbeit ganz Frankreich hinreichend mit Zucker versehen könnten? Folglich ist die Nützlichkeit dieser Industrie eine beschränkte, wohlverstanden eine beschränkte in Beziehung auf die Arbeit, die sie nöthig macht; denn nach dem Herrn Minister kann eine Industrie nur dadurch nützlich sein. Diese Nützlichkeit wäre noch beschränkter, wenn man von einem doppelt so fruchtbaren Boden oder von einer doppelt so guten Rübe auf 24,000 Hektaren so viel

gewinnen könnte, als jetzt auf 48,000. Ja, wenn man, um zu demselben Resultate zu gelangen, zwanzig oder hundert Mal so viel Brod, Geld und Arbeitskraft brauchte, ja dann ließe sich von der neuen Industrie noch etwas hoffen; dann verdiente sie den vollen Schutz des Staates, denn dann gewährte sie der nationalen Arbeit ein ungeheures Feld. Aber mit wenig viel zu produziren, das giebt ein schlechtes Beispiel, und es ist gut, daß das Gesetz da Ordnung stifte!

Was für den Zucker wahr ist, ist auch für das Brod wahr. Wenn man also den Nutzen eines Industriezweigs nicht nach der Befriedigung des Bedürfnisses schätzen soll, die er schafft, verglichen mit der Arbeit, die er kostet, sondern vielmehr umgekehrt nach der Menge der Arbeit, die er erfordert, so müssen wir offenbar wünschen, daß jede Ruthe Landes recht wenig Getreide tragen und jedes Korn recht wenig Nahrungsstoff enthalten, d. h. daß der Boden unfruchtbar sein möge. Denn dann würde man, um die Bevölkerung zu ernähren, noch mehr Land, Kapital und Arbeitskraft brauchen. Die Wünsche aller jener Herren, Bugeaud und Dupin und St. Cricq und Argout gingen in Erfüllung, es gäbe wenig und theures Brod, viel Arbeit und Frankreich wäre reich!

Wir unseres Theiles fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß die menschliche Intelligenz ebenfalls immer schwächer werden und endlich ganz erlöschen möge; denn so lange sie noch existirt, wird sie immerfort die

Erreichung des Zieles, aber nicht das Mittel, immerfort die Vermehrung der Produkte, aber nicht der Arbeit begünstigen. Darin und nur darin besteht ja die Intelligenz.

So ist denn der Sisyphismus die Doktrin aller derer, die mit der Leitung unserer industriellen Geschicke beauftragt sind. Man darf ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn die Minister gehorchen darin nur den Kammern, die Kammern den Wählern, die Wähler der öffentlichen Meinung. Jene Staatsmänner sind auch weit entfernt, in ihren eigenen Geschäften jenem Prinzip zu folgen; jeder von ihnen verschafft sich auf dem Wege des Tausches, was ihm theurer zu stehen käme, wenn er es selbst produzirte. Aber wenn sie das Land verhindern ebenso zu thun, so sind sie Sisyphisten.

Vierter Abschnitt.

Ueber die Ausgleichung der Bedingungen der Production.

Man sagt — doch nein! Damit man mich nicht beschuldige, daß ich den Schutzzöllern Sophistereien in den Mund lege, so will ich einen ihrer tapfersten Vorkämpfer reden lassen.

„Man hat gemeint, daß der Schutz bei uns einfach die Darstellung des Unterschiedes zwischen dem Preise der selbstproduzirten und der eingeführten Waare sein müsse. Ein Schutzzoll, der auf diese Basis berechnet ist, sichert nur die freie Konkurrenz, die nur da bestehen darf, wo völlige Gleichheit der Lage und der Produktionsbedingungen stattfindet. Bei einem Pferderennen wägt man die Lasten, die jeder Renner tragen kann, und nur, wenn alle gleich tragen, sind sie wirklich Konkurrenten. Im Handel

aber hört der billigste Verkäufer auf, Konkurrent zu sein, sondern wird Monopolist. Hebt man diesen Schutz auf, so bemächtigt sich der Fremde unseres Marktes und das Monopol ist sein." *)

„Jeder muß für sich und für Alle wünschen, daß die inländische Produktion gegen fremde Konkurrenz geschützt werde, wenn diese die Produkte billiger zu liefern vermag." **)

Dies Argument kehrt unaufhörlich in den Schriften der Schutzzöllner wieder, und indem ich es sorgfältig zu prüfen beabsichtige, bitte ich den Leser um Aufmerksamkeit und Geduld.

Zuerst werde ich mich mit den natürlichen Ungleichheiten der Produktion, sodann mit denen beschäftigen, die aus der Verschiedenheit der Besteuerung entspringen.

Hier, wie sonst, finden wir die theoretischen Vertreter des Schutzes auf dem Standpunkte der Produzenten, während wir die Sache der unglücklichen Konsumenten führen, die jene schlechterdings nicht mit in Anschlag bringen wollen. Sie vergleichen das Feld der Industrie mit einer Rennbahn; aber auf einer Rennbahn ist das Rennen zugleich Mittel und Zweck, das Publikum hat für den Wettkampf außerhalb des Kampfes kein Interesse. Wenn ihr eure Rosse rennen laßt, nur um zu wissen, welches am besten laufen kann,

*) Romanet.

**) Dombasle.

so begreife ich wohl, daß ihr sie auf gleiche Weise belastet. Aber wenn euer Zweck wäre, eine wichtige Nachricht möglichst schnell an den Siegespfahl gelangen zu lassen, könntet ihr wohl ohne Inkonsequenz demjenigen Hindernisse in den Weg legen, das euch am schnellsten anzulangen verspricht? Und doch thut ihr dies in der Industrie. Ihr vergeßt euer gewünschtes Ziel, das menschliche Wohlbefinden; ihr sehet davon ab und opfert es Scheingründen auf!

Aber da wir unsere Gegner nicht auf unseren Standpunkt führen können, so wollen wir uns auf den ihrigen stellen und die Frage mit Rücksicht auf die Produktion untersuchen. Ich werde zu beweisen suchen:

1) daß, wer die Bedinguugen der Arbeit ausgleichen will, den Handel in seinem Prinzip angreift;
2) daß es nicht wahr ist, daß die Arbeit eines weniger begünstigten Landes durch die Konkurrenz mit einem begünstigteren vernichtet wird;
3) daß selbst, wenn dies geschähe, Schutzzölle nicht das Mittel sind, die von Natur schwächere Produktion in die Lebensbedingungen der kräftigeren zu versetzen;
4) daß die Handelsfreiheit dies, so weit es möglich ist, wirklich leistet, und endlich
5) daß die am wenigsten begünstigten Länder beim Tausch am meisten gewinnen.

Ad 1. Die Bedingungen der Produktion ausgleichen, heißt nicht bloß, den Tausch hemmen, sondern

den Handel in seiner Wurzel angreifen. Der Handel ist gerade auf die Verschiedenheit, oder wenn man lieber will, auf jene Ungleichheiten des Klima's, der Fruchtbarkeit und der Fähigkeiten gegründet, die ihr verwischen wollt. Die Guyenne schickt der Bretagne Wein und bekommt von dieser wiederum Getreide, weil diese beiden Provinzen sich in Hinsicht der Produktion in verschiedenen Lagen befinden: folgt der internationale Handel etwa einem anderen Gesetz?

Hätten die Schutzzöllner die Logik und die Macht dazu, so würden sie die Menschen wie die Schnecken in ihren Gehäusen völlig von einander absondern; wie denn überhaupt alle ihre Trugschlüsse, wenn man schärfer zusieht, mit der Zerstörung und dem leeren Nichts endigen.

Ad 2. Es ist in der That nicht wahr, daß die Ungleichheit der Bedingungen nothwendig den Verfall der weniger begünstigten Industrie nach sich zieht. Wenn beim Wettrennen ein Pferd den Preis gewinnt, so verliert ihn das andere; aber wenn zwei Pferde eine nützliche Arbeit verrichten sollen, so nützt jedes von beiden nach dem Maaße seiner Kräfte; und wenn das stärkere mehr leistet, so folgt daraus nur, daß das schwächere nicht Alles allein thut. In allen Departements von Frankreich baut man Weizen, obwohl sie sich im Punkte der Fruchtbarkeit sehr von einander unterscheiden; und wenn zufällig eines keinen bauen sollte, so geschähe das nur, weil es nicht wohl daran

thäte. Ebenso sagt uns die Analogie, daß man unter der Herrschaft der Handelsfreiheit trotz ähnlicher Unterschiede in allen europäischen Staaten Weizen bauen würde, höchstens würde der Staat keinen bauen, der seinen Boden, seine Kapitalien und seine Arbeitskraft auf andere Art besser verwerthen könnte. Und warum vernichtet die Fruchtbarkeit eines gesegneten Departements nicht den Ackerbau seines minder begünstigten Nachbars? Weil diese nationalökonomischen Phänomene eine Biegsamkeit, eine Elastizität, eine Fähigkeit sich auszugleichen besitzen, die der Schule der Schutzzöllner ganz und gar zu entgehen scheinen. Diese Schule klagt uns an, daß wir Systemsmenschen wären, während sie das Systematisiren bis auf's Aeußerste getrieben hat, wenn anders der Systemsgeist darin besteht, daß man sein Raisonnement auf eine einzelne Thatsache und nicht auf den ganzen Thatbestand baut. In dem obigen Beispiel wägt der Unterschied in dem Werth der Ländereien den Unterschied ihrer Fruchtbarkeit auf. Euer Feld bringt dreimal so viel hervor, als das meinige. Ja, aber das eurige hat euch auch ehnmal so viel gekostet, und ich kann also immer noch mit euch konkurriren, — das ist das ganze Geheimniß. Bedenkt auch, daß die Ueberlegenheit in der einen Beziehung ein Nachstehen in der andern mit sich bringt.

Gerade weil euer Boden desto fruchtbarer ist, je theurer er ist, so stellt sich das Gleichgewicht nicht etwa zufälliger, sondern nothwendiger Weise wieder her,

oder sucht sich wieder herzustellen: und kann man leugnen, daß die Handelsfreiheit diese Tendenz am meisten begünstigt?

Ich citirte oben einen Zweig der Agrikultur; ich hätte ebenso gut einen Zweig der Industrie anführen können.

In Quimper giebt es Schneider, das hindert aber nicht, daß in Paris auch Schneider wohnen, obwohl diese ihre Miethe, ihre Einrichtung, ihre Lebensmittel, ihre Arbeiter viel theurer bezahlen müssen. Aber dafür haben sie auch eine ganz andere Kundschaft, und das reicht nicht bloß hin, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, sondern auch um die Waage zu ihren Gunsten zu neigen. Wenn man also von einer Ausgleichung der Bedingungen der Produktion spricht, so sollte man wenigstens prüfen, ob nicht die Handelsfreiheit das bewirkt, was man so eigenmächtig fordert.

Jene naturgemäße Ausgleichung national-ökonomischer Phänomene ist in dieser Frage so wichtig und zugleich so geeignet, uns die Weisheit der Vorsehung bewundern zu lassen, daß ich um die Erlaubniß bitte, mich einen Augenblick bei ihr aufzuhalten.

Die Schutzzöllner sagen: „das und das Volk hat einen Vortheil vor uns durch seine Steinkohlen, sein Eisen, seine Maschinen und seine Capitalien; wir können mit ihm nicht konkurriren.“

Dieser Satz wird später von andern Gesichtspunkten aus geprüft werden; für jetzt beschränke ich mich auf

die Frage, ob, wenn in zwei Nationen ein solcher Vortheil und ein solcher Nachtheil wirklich existiren, nicht von selbst eine Ausgleichung stattfindet, indem der überwiegende Vortheil sich vermindert und der Nachtheil sich verbessert.

Das Land A soll vor dem Lande B alle nur möglichen Vortheile besitzen: so sagen die Schutzzöllner, „daß sich die Produktion in A konzentriren und B unfähig sein wird, irgend Etwas zu leisten. A verkauft viel mehr, als es kauft, und B kauft viel mehr, als es verkauft.“ Ich könnte dies bestreiten, aber ich will mich einmal auf jenen Standpunkt stellen.

Nach der Hypothese wird die Arbeit in A sehr gesucht und daher bald theuer.

Eisen, Steinkohlen, Acker, Nahrungsmittel, Geld werden in A sehr gesucht und daher bald theuer.

Während der Zeit wird in B weder Arbeit noch Eisen, noch Steinkohlen, noch Land, noch Nahrungsmittel, noch Geld gesucht und sinken daher bald im Preise.

Das ist noch nicht Alles: da A immer verkauft und B unaufhörlich kauft, so geht das baare Geld von B nach A und wird in A häufig, in B aber selten.

Wo aber viel Geld ist, da wird Alles theuer bezahlt; folglich entsteht in A außer der wirklichen Theuerung, die durch die lebhafte Nachfrage erzeugt wird, durch den Ueberfluß werthvoller Metalle auch eine nominelle Theuerung.

Wo wenig Geld ist, kann man für wenig viel kaufen; folglich hat B nicht bloß nominell, sondern auch wirklich den besseren Markt.

Unter diesen Umständen wird die Industrie alle Ursache haben, A zu verlassen und sich in B zu etabliren.

Oder um zur Wahrheit zurückzukehren: sie hat auf diesen Augenblick gar nicht erst gewartet, weil dieses hastige Versetzen ihrer Natur widerstrebt. Bei der Handelsfreiheit hätte sie sich gleich von vorn herein nach den Gesetzen des Angebots und der Nachfrage, d. h. nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und des Nutzens zwischen A und B getheilt.

Wenn es möglich wäre, daß die Industrie sich auf einen Punkt konzentrirte, so würde sich gerade dadurch in ihrem eigenen Schooße eine unwiderstehliche Macht der Decentralisation erheben. Das ist keine leere Hypothese.

Hören wir die Rede eines Manufakturisten in der Handelskammer von Manchester:

„Ehemals führten wir die Zeuche aus, später die Garne, welche die Rohstoffe für die Zeuche bilden; dann die Maschinen, die die Garne herstellen; dann die Kapitalien, mit denen wir unsere Maschinen bauten; endlich unsere Arbeiter und unsern industriellen Geist, welche die Quelle unserer Kapitalien sind. Alle diese Elemente der Arbeit haben wir nacheinander da thätig sein lassen, wo es am vor-

theilhaftesten, wo die Existenz billiger und das Leben leichter war, und darum kann man heut zu Tage in Preußen, Oesterreich, Sachsen, der Schweiz und Italien ungeheure Manufakturen sehen, die mit englischen Capitalien gegründet sind, von englischen Arbeitern bedient und von englischen Ingenieuren geleitet werden."

Daraus sieht man wohl, daß die Natur oder vielmehr die Vorsehung weiser und besorgter ist, als jene kalte und enge Theorie es glaubt, und die Konzentration der Arbeit und jenes Monopol aller Vortheile, aus dem die Schutzzöllner wie aus einer absoluten und gar nicht zu ändernden Thatsache ihre Schlüsse ziehen, hat verhindern wollen. Mit ebenso einfachen als sicheren Mitteln hat sie für die Vertheilung, die Ausbreitung, die Verbindlichkeit Aller gegen Alle, den gleichzeitigen Fortschritt, kurz für alles das gesorgt, was die beschränkenden Gesetze der Prohibition, so viel an ihnen ist, vernichten; denn ihre die Völker isolirende Tendenz geht dahin, die Verschiedenheit ihrer Lage vielmehr zu verewigen, die Ausgleichung zu verhindern, Wirkung und Gegenwirkung zu neutralisiren und die Völker in ihrer Ueberlegenheit oder ihrer Schwäche zu befestigen.

Ad 3. Wenn man sagt, daß der Schutzzoll die Bedingungen der Produktion ausgleiche, so macht man einen falschen Ausdruck zum Vehikel eines Irrthums. Der Satz ist nicht wahr; die Bedingungen der Pro-

duktion bleiben nach dem Schutz, wie sie vorhin waren. Was der Schutz vielmehr ausgleicht, das sind die Bedingungen des Absatzes.

Man wird vielleicht sagen, daß ich hier mit Worten spiele, aber ich gebe diesen Vorwurf meinen Gegnern zurück. An ihnen ist es, zu beweisen, daß Produktion und Absatz dasselbe bedeuten, wenn ich ihnen nicht mit Fug und Recht vorwerfen soll, daß sie, wo nicht mit den Ausdrücken spielen, wenigstens sie verwechseln.

Es sei mir gestattet, meine Gedanken durch ein Beispiel in's Licht zu setzen.

Ich nehme an, daß einige Pariser Spekulanten auf den Einfall kämen, sich auf die Produktion von Orangen zu legen. Die portugiesischen Orangen kosten in Paris 10 Centimen, während sie die Pariser wegen der Kübel, der Gewächshäuser nnd der häufigen Fröste nicht anders als zu 1 Franc verkaufen könnten. Sie fordern also für die portugiesischen Orangen einen Zoll von 90 Centimen, „um die Bedingungen der Produktion auszugleichen", und die Kammer, der das natürlich sofort einleuchtet, giebt jener Forderung nach.

Sind nun dadurch die Bedingungen der Produktion wirklich ausgeglichen? Ganz und gar nicht. Das Gesetz kann das Klima von Lissabon nicht kälter, oder das von Paris wärmer machen. Die Orangen werden nach wie vor an den Ufern des Tajo auf natürlichem und an der Seine auf künstlichem Wege reifen, d. h. an der Seine sehr viel mehr Arbeit kosten, als am

Tajo. Was dann aber ausgeglichen sein würde, das sind die Bedingungen des Absatzes; die Portugiesen würden ihre Orangen auch zu einem Franc verkaufen müssen, und der französische Konsument den Zoll von 90 Centimes bezahlen. Und nun sehe man das wunderliche Resultat: an jeder portugiesischen Orange, die konsumirt wird, verliert das Land nichts, denn die 90 Centimes, die der Konsument mehr bezahlt, wandern in den Staatsschatz; das Geld geht nicht verloren, sondern kommt nur in andere Hände.

Aber an der französischen Orange, die konsumirt wird, werden 90 Centimes verloren; denn der Käufer, der sie bezahlt, verliert sie doch sicherlich, und der Verkäufer gewinnt sie sicherlich nicht, denn so viel haben ihn die Auslagen gekostet. Mögen die Schutzzöllner den Schluß aus dieser Geschichte ziehen!

Ad 4. Ich habe auf den Unterschied zwischen den Bedingungen der Produktion und denen des Absatzes, obwohl sie die Schutzzöllner ohne Zweifel parador finden werden, deswegen bestanden, weil er mir den Uebergang zu einem noch auffallenderen Paradoxon bahnen soll, das da lautet: nur die Handelsfreiheit gleicht die Bedingungen der Produktion wirklich aus.

Ich nehme mein obiges Beispiel wieder auf. Man erlaube mir einen Augenblick anzunehmen, daß der tägliche Verdienst eines jeden Franzosen durchschnittlich 1 Franc beträgt: so folgt daraus, daß die direkte

Produktion einer Orange in Frankreich einen Arbeitstag oder sein Aequivalent kostet, während schon der zehnte Theil dieses Arbeitstages den Werth einer portugiesischen Orange repräsentirt, d. h.: was in Lissabon die Sonne, das thut in Paris die Arbeit. Ist es nun nicht klar, daß, wenn ich eine Orange oder, was dasselbe sagt, ihren Geldwerth mit dem Zehntel eines Arbeitstages produziren kann, ich mich in Bezug auf diese Produktion gerade derselben Bedingungen erfreue, als der portugiesische Produzent, bis auf den Transport, den ich natürlich besorgen muß? Es liegt also am Tage, daß die Handelsfreiheit die Bedingungen der direkten oder indirekten Produktion, so weit es möglich ist, ausgleicht, da sie nur Eine Differenz übrig läßt: die unvermeidliche des Transports.

Ferner gleicht die Handelsfreiheit die Bedingungen des Genusses, der Befriedigung und der Konsumtion aus, woran ihre Gegner immer nicht denken, und was doch gerade die Hauptsache ist; denn das letzte Ziel aller unserer industriellen Anstrengungen ist und bleibt die Konsumtion. Der Handelsfreiheit ist es zu verdanken, wenn wir im Norden uns der Sonne Portugals so erfreuen, wie der Portugiese selbst; wenn die Einwohner von Havre die Steinkohlen von Newcastle eben so gut benutzen können, wie der Londoner Industrielle.

Ad. 5. Ich gehe noch weiter und behaupte: Wenn zwei Länder verschiedene Produktions-Fähigkeit besitzen, so gewinnt das von der Natur minder begünstigte bei

der Handelsfreiheit am meisten. Um dies zu beweisen, muß ich die Gesetze der Konsumtion entwickeln, welche die meisten National-Oekonomen bis jetzt sehr vernachlässigt haben, Gesetze von der höchsten Wichtigkeit, welche mir die Bestimmung zu haben scheinen, alle jene sozialistischen Sekten, welche die Harmonie der Gesellschaft im Gebiet der Chimäre statt in dem der Natur suchen, zur Wissenschaft zurückzuführen.

Die Konsumtion ist das Ziel, der letzte Grund aller National-Oekonomie und gewährt die endliche und definitive Lösung aller ihrer Fragen.

Weder die Gunst noch die Ungunst natürlicher oder sozialer Verhältnisse haben für den Produzenten dauernden Bestand, sondern verschwinden allmälig und gehen in der Gesammtheit der Konsumtion unter. Dieses Gesetz ist in seiner Ursache wie in seinen Wirkungen gleich bewunderungswürdig, und wer es vollkommen zu schildern wüßte, könnte mit Recht von sich sagen: „ich bin über diese Erde nicht weggeschritten, ohne der Gesellschaft meinen Tribut zu zahlen."

Alles, was die Produktion begünstigt, wird von dem Produzenten mit Freuden aufgenommen, denn seine Wirkung ist, daß es ihn in den Stand setzt, der Gesellschaft mehr Dienste zu leisten und dafür von ihr einen größeren Lohn zu fordern. Dagegen wird Alles, was der Produktion feindlich ist, von dem Produzenten ungern gesehen; denn seine Wirkung ist, daß es seine Dienstleistungen und folglich auch seinen Lohn verkürzt.

Diesen unmittelbaren Vortheilen und Nachtheilen glücklicher und schädlicher Umstände mußte das Schicksal die Produzenten aussetzen, damit sie gleichsam gezwungen würden, jene zu suchen und diese zu fliehen.

Wenn es einem Arbeiter gelingt, seinen Industriezweig zu vervollkommnen, so genießt er den unmittelbaren Nutzen dieser Vervollkommnung. Dies war nothwendig, um seiner Intelligenz einen Sporn zu geben; es war billig, weil es billig ist, daß eine mit glücklichem Erfolg gekrönte Anstrengung ihren Lohn finde.

Aber diese guten und üblen Wirkungen, obwohl an sich dauernder Natur, sind es doch nicht für den Produzenten; wenn das wäre, so wäre ein Prinzip fortschreitender Ungleichheit, die bis in's Unendliche wüchse, in die Menschheit eingeführt; vielmehr lösen sich diese Vortheile und Nachtheile bald in die allgemeinen Geschicke der Gesellschaft auf.

Wie geht das vor sich? Einige Beispiele sollen es erläutern.

Versetzen wir uns in das 13te Jahrhundert. Die Leute, die sich damals mit dem Abschreiben der Bücher beschäftigten, wurden auf eine Weise bezahlt, die sich nach der allgemein herrschenden Taxe richtete. Da erfindet einer das Mittel, eine Schrift schneller zu vervielfältigen, er erfindet die Buchdruckerkunst.

Nun wird zuerst E i n Mensch reich, nämlich der Erfinder, und viele andere werden arm. Darum weiß

man nicht, so herrlich auch die Erfindung zu sein scheint, ob sie nicht eher schädlich als nützlich ist. Es hat den Anschein, als ob sie den Keim einer unendlichen Ungleichheit in die Welt einführen werde. Guttenberg gewinnt mit seiner Erfindung viel Geld, erweitert mit diesem Gelde noch seine Erfindnng und sofort, bis alle Schreiber ruinirt sind. Das konsumirende Publikum hat aber wenig Vortheil, weil Guttenberg seine Bücher nur gerade um so wenig billiger verkauft, als er nöthig hat, um die Schreiber vom Büchermarkt zu verdrängen.

Aber der Gedanke, der in die Bewegung der Himmelskörper Harmonie bringt, hat sie auch in den inneren Mechanismus der Gesellschaft zu bringen verstanden.

Die Buchdruckerkunst hört auf nur ihren Erfinder zu bereichern und wird ein Gemeingut der Völker. Denn alsbald wird Guttenberg's Kunst auch von andern ausgeübt. Es drucken mehrere, die anfangs alle viel verdienen, als Belohnung dafür, daß sie die ersten Nachahmer sind, und das ist auch ganz in der Ordnung.

Die ersten Nachahmer gewinnen viel, aber schon weniger, als der Erfinder, denn schon beginnt die Konkurrenz ihren Einfluß zu üben. Die Bücher werden täglich billiger; das Geschäft rentirt immer weniger, je leichter und folglich je häufiger von Tag zu Tag die Nachahmung der Kunst wird. Bald erreicht die

neue Industrie ihr normales Maaß, die Bezahlung der Buchdrucker hat nichts exzeptionelles mehr, sondern richtet sich, wie ehemals die der Schreiber, nach der allgemeinen Taxe für Handarbeit.

Die Produktion steht also nunmehr gerade so, wie zuvor, und doch ist die neue Erfindung da, mit ihrer Ersparung an Zeit, Arbeit und Anstrengung und zeigt ihre Wirkungen durch den billigen Preis der Bücher, der dem Konsumenten, der Gesellschaft, der Menschheit zu Gute kommt. Die Buchdrucker, die längst kein besonderes Verdienst mehr haben, bekommen auch keine besondere Belohnung mehr. Als Menschen und Konsumenten genießen sie die Vortheile, welche die Erfindung der Gesammtheit gebracht hat. Als Buchdrucker, d. h. als Produzenten, sind sie in derselben Lage, wie alle Produzenten des Landes: die Gesellschaft bezahlt ihnen nur ihre Arbeit, aber nicht mehr den Werth der Erfindung, die das allgemeine Erbtheil der ganzen Menschheit geworden ist und von Niemandem mehr besonders bezahlt wird.

Ich bekenne, daß mich die Weisheit und Schönheit dieses Gesetzes mit Bewunderung erfüllen. Es liegt in ihm ein St. Simonismus: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken"; ein Kommunismus, der die Güter zu einem Gemeingut der Menschen machen will; — aber ein St. Simonismus und Kommunismus, wie ihn die Vorsehung selbst und

nicht menschliche Schwachheit, Leidenschaft und Willkür geordnet hat.

Was ich von der Buchdruckerkunst sagte, gilt von allen Instrumenten der menschlichen Arbeit, vom Hammer und Nagel, wie von der Lokomotive und dem elektrischen Telegraphen. Die Gesellschaft erfreut sich aller durch den Ueberfluß ihrer Konsumtion und sie braucht für diesen Genuß nichts zu bezahlen, denn alle bewirken eine Verringerung der Preise, und der Theil des Preises, der seit der besseren Erfindung nicht mehr bezahlt zu werden braucht, und der wohl als der Repräsentant des Werthes der Erfindung gelten kann, macht offenbar das Produkt in dieser Hinsicht zu einem reinen Geschenk. Man braucht nur noch die menschliche Arbeit nach der jedesmaligen Arbeitstaxe zu bezahlen.

Ich bestelle mir einen Arbeiter: er kommt mit einer Säge und sägt mir täglich 25 Bretter, wofür ich ihm 2 Franken bezahle. Wenn die Säge noch nicht erfunden wäre, so würde er vielleicht nicht ein Brett fertig bekommen haben, und nichts desto weniger hätte ich ihm seine 2 Franken Tagelohn bezahlt. Die Nützlichkeit der Säge ist also für mich ein reines Geschenk der Natur oder vielmehr mein Antheil an der Erbschaft, welche die heutige Menschheit von der Intelligenz früherer Jahrhunderte empfangen hat.

Ich habe zwei Arbeiter auf meinem Felde: der eine arbeitet mit dem Pfluge, der andere mit dem

Spaten. Das Resultat ihrer Arbeit ist sehr verschieden, gleichwohl bekommen sie denselben Tagelohn, weil sich der Lohn nicht nach dem Nutzen der ausgeführten Arbeit, sondern nach der Anstrengung richtet, die sie kostet. Dies gilt von aller Produktion und ist nicht genug zu beherzigen.

Alle diese Beispiele waren aus dem Gebiet menschlicher Erfindungen; sprechen wir nunmehr von den natürlichen Vortheilen. Jedes Produkt ist zugleich Werk der Natur und Werk des Menschen, aber die Natur gewährt ihren Antheil immer umsonst, und nur, insoweit ein Produkt das Werk menschlicher Arbeit ist, wird es Gegenstand des Tausches und bezahlt. Die Bezahlung wechselt natürlich je nach der Anstrengung, der Geschicklichkeit, der Schnelligkeit des Arbeiters, nach dem Bedürfniß, der Konkurrenz u. s. w. Wahr aber bleibt es im Grunde doch, daß der Antheil der Natur an einem Produkt Allen zu Gute und bei seinem Preise nicht mit in Anschlag kommt.

Wir bezahlen nicht die Luft, obwohl sie uns so nützlich ist, daß wir ohne sie nicht zwei Minuten leben können; wir bezahlen sie nicht, weil die Natur sie uns ohne die Dazwischenkunft irgend einer menschlichen Arbeit gewährt. Um aber eine Gasart aus der atmosphärischen Luft auszuscheiden, z. B. um einen Luftballon zu füllen, da müssen wir arbeiten, oder einen Andern arbeiten lassen, den wir bezahlen. Ich bezahle also nicht das Gas selbst, sondern nur die

Arbeit seiner Bereitung. Der Preis der Steinkohle repräsentirt die Arbeit, die ihre Gewinnung und ihr Transport kostet. Wir bezahlen nicht das Licht der Sonne, weil die Natur es uns gewährt, aber wir bezahlen die Beleuchtung mit Gas, Talg, Oel und Wachs, weil bei ihr menschliche Arbeit mit zu veranschlagen ist. Je weniger Arbeit die Erleuchtung kostet, desto billiger ist sie, so daß die schwächere theurer, als die stärkere zu stehen kommen kann, wenn ihre Bereitung mehr Arbeit kostet.

Wenn ich den Wasserträger, der mein Haus mit Wasser versieht, nach der Nützlichkeit des Wassers bezahlen wollte, so würde mein Vermögen nicht dazu ausreichen. Aber ich bezahle ihm nur seine Mühe, und wenn er mehr verlangt, so würden sich andere diese Mühe geben, oder nöthigenfalls würde ich mir selbst mein Wasser holen gehen. Wasser ist keine Waare, die zu Markte gebracht wird, wohl aber die Arbeit, die auf das Wasserholen verwandt wird.

Der Nahrungsstoff der Kartoffeln ist sehr billig, weil man mit wenig Arbeit viel gewinnen kann. Weizen ist schon theurer, weil seine Produktion mehr Arbeit verlangt. Nun ist klar, daß, wenn die Natur für den Weizen thäte, was sie für die Kartoffel thut, ihre Preise sich ausgleichen würden.

Wenn durch ein Wunder alles Land plötzlich fruchtbar würde, so würde nicht der Ackerbauer, sondern der Konsument dabei gewinnen. Jede Metze Getreide würde

weniger Arbeit kosten und der Ackerbauer könnte sie nur gegen ein Produkt eintauschen, das ebenso wenig Arbeit erforderte. Wenn aber im Gegentheil alles Land plötzlich unfruchtbar würde, so würde der Antheil der Natur bei der Produktion geringer, der der Arbeit größer und folglich das Produkt theurer sein. Ich konnte also mit Recht sagen, daß die Konsumtion, die Menschheit die Lösung für alle Fragen der National-Oekonomie enthält. So lange man nicht jede ihrer Erscheinungen bis zu diesem ihrem Ziel verfolgt hat, so lange man noch bei ihren unmittelbaren Wirkungen steht, die nur einen Menschen oder eine Klasse von Menschen, nämlich die Produzenten angehen, — so lange ist man kein National-Oekonom, so wenig der ein Arzt ist, der statt die Wirkungen eines Heilmittels in dem ganzen Organismus zu verfolgen, bloß beobachtet, ob es den Gaumen oder den Schlund reizt.

Die tropischen Länder sind für die Produktion des Zuckers und Kaffee's sehr begünstigt, d. h. die Natur übernimmt dort den größeren Theil der Arbeit und läßt den Menschen wenig zu thun übrig. Aber die Vortheile dieser Wohlthat einer freigebigen Natur werden nicht sowohl von den tropischen Ländern selbst genossen, weil der dortigen Konkurrenz nur die Mühe der Produktion bezahlt wird; sondern vielmehr von der übrigen Welt, auf deren Märkte jene Produkte kommen. In der gemäßigten Zone giebt es Gegenden, wo Steinkohlen und Eisen so zu Tage liegen, daß man sich nur

nach ihnen zu bücken braucht. Anfänglich ziehen die Bewohner dieser Gegenden daraus Vortheil, bald aber mischt sich Konkurrenz hinein und drückt den Preis der Steinkohlen und des Eisens so weit herunter, daß das Naturprodukt gratis verschenkt und nur noch die menschliche Arbeit nach der allgemeinen Arbeitstaxe bezahlt wird.

So werden alle Gaben der Natur, sowie die Vervollkommnungen der sie verarbeitenden Industrie, durch das Gesetz der Konkurrenz ein Gemeingut, ein freies Geschenk der Natur an alle Konsumenten, an die Völker und die Menschheit. Also haben die Länder, welche jene natürlichen Vortheile nicht besitzen, beim Tausch mit denen, welche sie besitzen, nur zu gewinnen, weil er nur ein Tausch zwischen Arbeit und Arbeit ist, wobei von ihrem Nutzen, ihrer Wichtigkeit ganz und gar abzusehen ist. Offenbar verbinden die am meisten begünstigten Länder mit ihrer Arbeit den höchsten natürlichen Nutzen; ihre Produkte repräsentiren weniger Arbeit und werden daher weniger bezahlt, d. h. sie sind sehr billig. Folglich gewinnt das konsumirende Land, welches die Wohlthat empfängt, mehr als das produzirende, welches sie zu gewähren vermag.

Wie entsetzlich thöricht würde also dieses konsumirende Land handeln, wenn es sich gegen ein Produkt gerade deshalb abschlösse, weil es billig ist! Das ist, wie wenn Jemand sagte: „ich will nichts von alle dem, was mir die Natur schenkt.“

Das Ausland fordert von mir eine Anstrengung, die = 2 ist, für ein Produkt, das ich selbst nur mit einer Mühe, die = 4 ist, herstellen kann: es kann das thun, denn dort hat schon die Natur die Hälfte der Arbeit gethan.

Ich weise daher das Ausland zurück und will abwarten, bis sein Klima rauher wird und es nöthigt, von mir eine Anstrengung = 4 zu fordern, damit ich mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit verkehren kann!

Wenn A ein von der Natur begünstigtes, B ein nicht begünstigtes Land ist, so ist der Tausch für beide vortheilhaft, besonders aber für B, weil beim Tausch nicht Nutzen gegen Nutzen, sondern Werth gegen Werth in Anschlag kommt. Nun verbindet A mit demselben Werthe mehr Nutzen, weil der Nutzen des Produkts beides einschließt, sowohl was die Natur, als was die menschliche Arbeit daran gethan hat, während sein Werth nur der angewandten Arbeit entspricht; also hat B den Vortheil, denn es bezahlt dem Produzenten A nur seine Arbeit und erlangt dafür einen größeren natürlichen Nutzen, als es gewährt; es giebt ein Entbehrliches gegen ein Unentbehrliches hin.

Wenn also der Werth eines Produkts durch die Konkurrenz nur noch die an die Produktion verwendete Arbeit repräsentirt, so kann dies Produkt für dieselbe Arbeitssumme eingetauscht werden. Der Tausch setzt Arbeit gegen Arbeit, und der Tausch

mit dem von der Natur begünstigtsten Lande ist daher der vortheilhafteste.

Die Ausführung dieser Theorie, von der ich hier einen kurzen Umriß zu geben versucht habe, würde zu weit führen; ich habe sie hier nur in ihrer Beziehung zur Handelsfreiheit betrachtet. Aber vielleicht hat der aufmerksame Leser den fruchtbaren Keim bemerkt, der, wenn er sich entfaltet, mit dem Schutzzoll zugleich die Lehre Fourrier's, St. Simons, des Kommunismus und aller der Schulen ersticken muß, deren Zweck es ist, das Gesetz der freien Konkurrenz von der obersten Leitung der Welt ausschließen. Vom Standpunkte des Produzenten aus verletzt die Konkurrenz ohne Zweifel oft unsere persönlichen und unmittelbaren Interessen. Denken wir aber an das letzte Ziel aller Arbeit, an die allgemeine Wohlfahrt, mit einem Wort an die Konsumtion, so finden wir, daß die freie Konkurrenz in der moralischen Welt dieselbe Rolle spielt, wie das Gleichgewicht in der materiellen. Sie ist der Grund und Boden des wahren Kommunismus, des wahren Sozialismus, jener Gleichheit des Wohlbefindens und der Lebenslagen, die in unsern Tagen so eifrig gewünscht wird; und wenn so viel wohlgesinnte Publizisten und Reformatoren sie von der Willkür erwarten, so kommt dies daher, weil sie den Sinn der wahren Freiheit nicht verstehen.

Fünfter Abschnitt.

Unsere Produkte sind mit Steuern belegt.

Dies ist derselbe Trugschluß. Man fordert, daß das ausländische Produkt besteuert werde, um die Wirkungen der Steuer aufzuheben, die auf dem inländischen Produkt lastet. Es handelt sich also auch hier wieder um eine Ausgleichung der Bedingungen der Produktion, wogegen nur zu erwidern ist, daß die Steuer, als ein künstliches Hinderniß, das Steigen des Preises, wie ein natürliches Hinderniß bewirkt. Wenn dieser Preis den Punkt erreicht, daß die eigene Produktion Schaden bringt, während man dieselbe Waare billiger vom Auslande beziehen könnte und dann nur den geringern Gegenwerth zu produziren brauchte, so laßt nun die Leute thun, was sie wollen: das Privatinteresse wird

immer von zwei Uebeln das geringere zu wählen wissen. Ich könnte den Leser auf die frühere Erörterung verweisen; aber der Trugschluß, den ich hier zu bekämpfen habe, kehrt so oft in den Klagen und Forderungen der Schutzzöllner wieder, daß er wohl eine eigene Auseinandersetzung verdient.

Ich gebe gern zu, daß es im einzelnen Fall ganz rationell sein kann, gewisse Produkte zu besteuern; z. B. wäre es eine Thorheit, wenn Frankreich das ausländische Salz frei einlassen wollte; nicht als ob es vom national-ökonomischen Standpunkte aus dabei verlieren würde: im Gegentheil. Was man auch sagen möge, die Prinzipien stehen fest; Frankreich würde dabei gewinnen, wie immer, wenn es ihm gelingt ein natürliches oder künstliches Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Aber in diesem Falle kommt es darauf an, dem Fiskus eine gewisse Einnahme zu erhalten, und wenn das fremde Salz frei auf unsern Markt käme, so würde der Staatsschatz die 100 Millionen, die ihm die inländische Salz-Konsumtion einbringt, durch eine andere Steuer aufbringen müssen. Es wäre doch eine offenbare Inkonsequenz, dicht vor das Ziel, das man erreichen will, sich selbst ein Hinderniß zu legen; dann hätte man gleich vom Anfang an besser gethan, irgend etwas anderes, als das französische Salz zu besteuern. Der Zoll, den ich unter diesen Umständen auf das fremde Produkt lege, ist kein Schutz-, sondern ein Finanz-Zoll.

Wie irrig aber, hieraus den Trugschluß zu ziehen, daß eine Nation, die drückenderen Auflagen unterworfen ist, als ein Nachbarvolk, sich gegen die Konkurrenz desselben durch Prohibition schützen müsse.

Ich will hier nur meine Theorie aufstellen und, so weit ich es vermag, die Irrthümer der Schutzzöllner bis zu ihrer Quelle verfolgen. Würde ich polemisiren, so würde ich zu ihnen sagen: warum richtet ihr eure Schutzzölle vorzugsweise gegen die am stärksten besteuerten Länder der Welt, gegen England und Belgien? Bin ich nicht im Recht, wenn ich euer Argument nur für vorgeschoben halte? — Aber es giebt auch Schutzzöllner aus Ueberzeugung; es giebt ihrer zu viele, als daß ihre Lehre nicht auch aufrichtig gemeint sein könnte. Wenn die Majorität Handelsfreiheit wollte, so hätten wir sie ja. Ohne Zweifel erfindet das Privatinteresse die hohen Schutzzölle, folgt aber dabei zugleich der Ueberzeugung. „Der Wille", sagt Pascal, „ist eines der wichtigsten Organe des Glaubens"; aber umgekehrt hat der Glaube auch seine Wurzel im Willen und in den geheimen Einflüsterungen des Egoismus.

Der Staat kann von den Steuern einen guten oder einen schlechten Gebrauch machen: einen guten, wenn er dem Publikum aequivalente Dienste leistet; einen schlechten, wenn er die Steuern verschleudert, ohne ein solches Aequivalent zu gewähren.

Im ersteren Falle darf man nicht sagen, daß Steuern die Produktion des Landes, welches sie zahlt,

deswegen in ungünstigere Bedingungen versetzen, als das, welches sie nicht bezahlt. Wir bezahlen z. B. 20 Millionen für Justiz und Polizei; aber dafür haben wir auch Justiz und Polizei, haben die Sicherheit, welche sie uns gewähren, gewinnen die Zeit, welche sie uns ersparen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Produktion bei den Völkern, wo jeder sich selbst Gerechtigkeit schafft, weder leichter noch thätiger ist. — Wir bezahlen mehrere Millionen für Straßen, Brücken, Häfen und Eisenbahnen; aber dafür haben wir auch Straßen, Brücken, Häfen und Eisenbahnen, und stehen deshalb gewiß den Völkern nicht nach, die zwar kein Budget für öffentliche Arbeiten, aber auch keine öffentliche Arbeiten haben. Und das erklärt auch, warum diejenigen, welche den Steuern einen schädlichen Einfluß auf die Industrie zuschreiben, ihre Schutzzölle gerade gegen die am meisten besteuerten Nationen richten. Denn gut verwendete Steuern verschlechtern nicht, sondern verbessern die Bedingungen der Produktion. So kommen wir immer zu dem Schluß, daß die Trugschlüsse der Schutzzöllner sich nicht blos von der Wahrheit entfernen, sondern ihr Gegentheil, ihre Antipoden sind.

Die Steuern, die nichts nützen, hebt auf, wenn ihr könnt; aber das ist doch wahrlich nicht das Mittel, ihre Wirkungen zu neutralisiren, wenn man zu den öffentlichen Steuern noch persönliche hinzufügt; für diese Ausgleichung danken wir. Ihr sagt: „der Staat

hat uns zu stark besteuert.“ Also ein Grund mehr für uns, daß wir uns nicht noch unter einander besteuern.

Der Schutzzoll ist eine Auflage, die gegen das ausländische Produkt gerichtet ist, aber auf den inländischen Konsumenten zurückfällt. Der Konsument ist also der Besteuerte.

Nun sagen die Schutzzöllner zu ihm sehr freundlich: „Lieber Konsument! Weil die Steuern sehr drückend sind, so wollen wir dir die Preise aller Dinge noch vertheuern; der Staat nimmt einen Theil deiner Einkünfte; widme du den andern unserm Monopol.“

Wir wollen aber tiefer in einen Trugschluß eindringen, der sich bei unsern Gesetzgebern eines so großen Ansehens erfreut; obwohl es sonderbar ist, daß die inproduktiven Steuern gerade an denen ihre Stütze haben, in deren Augen sie die Ursache der Ohnmacht unserer Industrie sind, und hinterher noch durch andere Auflagen und Beschränkungen wieder eingebracht werden sollen.

Es liegt am Tage, daß der Schutzzoll sehr wohl, ohne seine Natur und seine Wirkungen zu ändern, die Form einer direkten Steuer annehmen kann, die der Staat im Voraus erhebt und unter die begünstigten Industriezweige vertheilt.

Nehmen wir an, daß das Minimum des Preises für fremdes Eisen 8 Francs, und das Maximum für

französisches 12 Francs betrage: so hat der Staat zwei Mittel, um seinen inländischen Produzenten den inländischen Markt zu sichern.

Entweder er belegt das fremde Eisen mit einem Zoll von 5 Francs, d. h. er schließt es aus; denn es würde dann 13 Francs zu stehen kommen, nämlich 8 Franks für die Herstellungskosten und 5 Francs für den Zoll. Es würde also von dem französischen Eisen verdrängt werden, das nur 12 Francs kostet, und der Käufer, der Konsument, müßte den Schutzzoll bezahlen. Oder aber:

Der Staat besteuert das Publikum von vorn herein mit 5 Francs, und zahlt den Besitzern der Eisenhämmer Prämien. Dies wirkte wie der Schutzzoll: das fremde Eisen ist dann ebenfalls ausgeschlossen, denn unsere Besitzer der Eisenhämmer hätten dann das Eisen für 7 Francs verkauft, die mit den vorigen 5 Francs ihnen den Preis von 12 Francs gebracht hätten. Das französische Eisen hätte also 7 Francs gekostet, während das ausländische 8 kostet und würde also das ausländische verdrängen.

Diese beiden Systeme sind sich im Prinzip und der Wirkung völlig gleich; nur daß im ersten Falle der Schutzzoll von einigen, im zweiten von allen bezahlt wird.

Ich bekenne offen, daß mir das zweite System lieber, daß es gerechter, ökonomischer und loyaler ist; gerechter, weil, wenn die Gesellschaft einigen ihrer

Mitglieder Schenkungen machen will, alle dazu beitragen müssen; ökonomischer, weil es viele Erhebungskosten ersparen und viele Hemmungsgründe des Verkehrs vernichten würde; endlich loyaler, weil das Publikum in diese Operation klare Einsicht haben und wissen würde, was man es bezahlen läßt.

Aber wenn das Schutzsystem diese Form annähme, würden wir nicht lachen, wenn Jemand sagte: wir bezahlen mehr als eine Milliarde Steuern für Armee, Flotte, Justiz, Staatsschulden, öffentliche Arbeiten u. s. w.: wäre es nicht gut, wenn der Staat uns eine zweite Milliarde nähme, um die armen Besitzer der Eisenhämmer, die armen Aktionaire von Anzin, die unglücklichen Eigenthümer der Wälder, die nützlichen Stockfischfänger zu unterstützen. —

Darauf kommen die Lehren der Herren Schutzzöllner hinaus. Sie haben es bequem, meine Herren. Sie können dem A. nur das Geld geben, das Sie dem B. genommen haben. Beuteln Sie meinetwegen die Besteuerten immerhin aus, aber verspotten Sie sie nicht, indem Sie sagen: „zum Ersatze für das, was ich dir genommen habe, nehme ich dir noch etwas weg.“

Wollte man alle Irrthümer dieser Lehre erschöpfen, so würde man gar kein Ende finden. Ich will mich nur auf folgende drei Betrachtungen beschränken.

Ihr stützt Euch darauf, daß Frankreich mit Steuern belastet ist, um daraus zu folgern, daß diese oder jene Industrie geschützt werden müsse. Aber jene Steuern

müssen wir ja auch trotz des Schutzzolls bezahlen. Wenn also eine Industrie erklärt: ich muß die Steuern bezahlen helfen, das vertheuert den Herstellungspreis meiner Produkte, und ich verlange daher, daß ein Schutzzoll auch ihren Kaufpreis erhöhe, so verlangt sie nichts anders, als ihren Antheil an der Besteuerung auf die Gesammtheit zu übertragen. Da nun alle Auflagen in den Staatsschatz wandern, und die Masse jene Preiserhöhung tragen muß, so bezahlt die Masse außer ihrer eigenen auch die Steuer jener Industrie. Aber, sagt ihr, man will Alle schützen. Erstens ist das unmöglich, und wenn es möglich wäre, wo bliebe dann der Gewinn für den Einzelnen? Ich bezahle für dich, du bezahlst für mich — die Steuern müssen doch bezahlt werden.

So seid ihr das Opfer einer Täuschung. Ihr wollt Steuern bezahlen, um eine Armee, eine Flotte, um Justiz, Cultus, Straßen u. s. w. zu haben, und hinterher wollt ihr, zuerst eine, dann eine zweite, dann eine dritte Industrie u. s. f. von ihrem Antheile an der Besteuerung befreien und diese Last allemal auf die Masse des Volkes wälzen. Aber ihr erreicht nichts als endlose Verwickelungen, kein anderes Resultat! Beweis't mir nur, daß die Erhöhung des Preises, die der Schutz erzeugt, auf das Ausland zurückfällt: dann werde ich in eurem Argument wenigstens den Schein der Wahrheit entdecken können. Aber wenn es wahr ist, daß das Publikum vor dem Schutzzollgesetz seine

Steuern bezahlte und nach dem Schutzzollgesetz beide, sowohl den Schutzzoll, als auch die Steuer, so kann ich wahrlich nicht sehen, was es dabei gewinnt.

Aber ich gehe noch viel weiter. Ich sage, daß je höher unsere Auflagen sind, wir um so mehr eilen müssen, unsere Häfen und Grenzen dem minder besteuerten Auslande zu öffnen. Und weshalb? Um den größern Theil unserer Last auf das Ausland zu wälzen. Es ist ein unleugbarer Satz der Nationalökonomie, daß alle Zölle zuletzt auf den Konsumenten zurückfallen: Je mehr wir also tauschen, desto mehr zahlen uns die ausländischen Konsumenten die Steuern wieder, die in den Produkten stecken, die wir ihnen verkaufen; während wir nur ihre minder besteuerten Produkte zu bezahlen brauchen.

Und habt ihr euch endlich wohl einmal gefragt, ob das Schutzsystem, das nach eurer Meinung die Wunden einer schweren Besteuerung heilen soll, nicht selbst Wunden schlägt? Wozu noch stehende Heere und mächtige Kriegsflotten, wenn der Handel frei ist? Aber diese Frage geht schon die Politiker an und wir wollen nicht aus allzugroßer Gründlichkeit ihre Fragen mit den unsrigen vermischen.

Sechster Abschnitt.

Handelsbilanz.

Unsere Gegner haben sich ein Verfahren angewöhnt, das unaufhörlich verwirren muß: vor der Freihandels-Theorie haben sie allen Respekt und lassen sie gern zu; und greifen wir ihr eigenes Prinzip an, so geben sie es gern preis. Sie fordern nur eins: daß die Freihandelslehre, die allerdings die richtige sei, sich nur auf die Bücher beschränken; daß dagegen ihr Schutzzollsystem, dessen Fehlerhaftigkeit sie selbst anerkennen, in der Praxis herrschen möge. Das Gebiet der Theorie wollen sie uns gar nicht streitig machen, wenn wir ihnen nur die Feststellung der Tarife überlassen.

„Wahrhaftig", sagte neulich Herr Gauthier de Rumilly, „Niemand von uns will die veralteten Theorieen der Handelsbilanz wieder auffrischen!" Schön,

Herr Gauthier! Nur muß man nicht dem Irrthum im Vorbeigehen eine Ohrfeige geben und gleich nachher zwei Stunden lang so reden, als ob dieser Irrthum eine Wahrheit wäre.

Herr Lestiboudois ist ein konsequenter und scharfer Denker: in seinen Schlüssen steht nichts, was nicht schon seine Vordersätze enthielten; er fordert für die Praxis nichts, was er nicht durch eine Theorie rechtfertigte. Ob sein Prinzip richtig ist, das ist die Frage; aber er hat doch ein Prinzip. Er sagt es laut, daß, wenn Frankreich 10 giebt, um 15 zu bekommen, es 5 verliert, und macht demgemäß Gesetze.

Er sagt: „Unsere Einfuhr nimmt alljährlich zu und übersteigt die Ausfuhr, d. h. Frankreich kauft alle Jahre mehr ausländische und verkauft weniger inländische Produkte. Im Jahre 1842 überstieg die Einfuhr die Ausfuhr um 200 Millionen; daraus folgt sonnenklar, daß die inländische Industrie nicht hinlänglich geschützt ist; daß wir uns von der ausländischen unsere Bedürfnisse befriedigen lassen; daß die Konkurrenz unserer Rivale unsere Industrie unterdrückt. Die National-Oekonomen irren also, die da sagen, daß, wer da einkaufe, nothwendigerweise eine entsprechende Masse von Waaren verkaufe. Man kauft nicht immer mit dem Ertrage des Landes, mit den einheimischen Produkten, mit den Erzeugnissen der Industrie, sondern man kann auch mit seinem baaren Gelde, mit seinen angesammelten Ersparnissen kaufen, die zur Reproduktion

dienen sollen: und wenn das geschieht, so verthut und verschleudert man alles früher Gewonnene, verarmt, geht seinem Ruin entgegen und konsumirt das Vermögen der Nation ganz und gar. Und das thun wir: alle Jahre geben wir 200 Millionen dem Auslande."

Nun, das ist offen gesprochen; mit dem Manne kann man sich verständigen. Die Handelsbilanz wird hier mit klaren Worten ausgesprochen: Frankreich führt für 200 Millionen mehr ein als aus — folglich verliert Frankreich alle Jahre 200 Millionen. Und das Heilmittel? Man muß die Einfuhr verhindern.

Wir wollen den Herrn Lestiboudois angreifen, denn mit Herrn Gauthier ist gar nicht zu kämpfen. Wenn man zu Herrn Gauthier sagt: die Handelsbilanz ist ein Irrthum, so antwortet er: „das steht ja im Anfange meiner Rede." Und wenn man ihm zuruft: aber die Handelsbilanz ist eine Wahrheit, so antwortet er: „das steht ja am Schlusse meiner Rede."

Die Männer der Wissenschaft werden mich tadeln, daß ich mit Herrn Lestiboudois streite. Sie werden sagen: wer mit der Handelsbilanz kämpft, der kämpft mit Windmühlen.

Aber man sei auf seiner Hut! Die Handelsbilanz ist weder veraltet, noch krank, noch todt, wie Herr Gauthier behauptet, denn die ganze Kammer, Herrn Gauthier mit eingeschlossen, hat bei den Abstimmungen für die Theorie des Herrn Lestiboudois votirt.

Um aber den Leser nicht zu ermüden, will ich diese

Theorie nicht bis in ihre letzten Gründe verfolgen, sondern sie einfach gegen die Thatsachen halten.

Man wirft uns immer vor, daß unsere Freihandels-Prinzipien nur in der Theorie gut wären. Was ist denn nun für die Praxis brauchbar? Ich glaube, die Bücher der Kaufleute. Wenn irgend etwas in der Welt praktische Autorität hat, wo es sich darum handelt, Verlust und Gewinn zu konstatiren, so sind es die Rechnungen der Kaufleute. Alle Kaufleute der Welt seit Jahrhunderten sind nicht im Stande, ihre Bücher so zu führen, daß sie ihnen den Gewinn als Verlust und den Verlust als Gewinn aufführen. Eher nehme ich an, daß Herr Lestiboudois ein schlechter National-Oekonom ist.

Ein mir befreundeter Kaufmann hatte zwei Geschäfte gemacht, deren Resultate sehr verschieden waren, und es war mir sehr interessant, die Rechnungen des Conto's mit denen der Douane zu vergleichen, wie sie von Herrn Lestiboudois mit Genehmigung unserer 600 Gesetzgeber ausgelegt werden.

Der Kaufmann T schickte ein Schiff, dessen Ladung in französischen Waaren, hauptsächlich Pariser Artikeln, im Werthe von 200,000 Francs bestand, von Havre nach den Vereinigten Staaten. Mit 200,000 Francs war die Ladung in den Listen der Douane eingetragen.

Zu New-Orleans angekommen, fand es sich, daß die Verschiffung 10 pCt. und die Versteuerung 30 pCt. vom Werthe betrug, so daß die Ladung 280,000 Frcs.

kostete. Sie wurde mit einem Gewinne von 20 pCt., d. h. von 40,000 Frcs., im Ganzen also für 320,000 Frcs. verkauft, wofür Baumwolle gekauft wurde. Diese Baumwolle hatte für Transport, Assekuranz, Kommissionsgebühren u. s. w. 10 pCt. ihres Werthes zu bezahlen, so daß die Ladung, als sie in Havre einlief, auf 352,000 Frcs. zu stehen kam, und mit dieser Zahl in die Zolllisten eingetragen wurde. Mein Freund verkaufte sie mit einem Gewinne von 20 pCt., d. h. von 70,400 Frcs., im Ganzen also für 422,400 Frcs.

Wenn Herr Lestiboudois verlangt, so werde ich ihm einen Auszug aus den Büchern meines Freundes schicken. Er kann dort unter dem Kredit zwei Posten als Gewinne aufgeführt lesen: einen von 40,000, den zweiten von 70,000 Frcs.; und mein Freund ist überzeugt, daß ihn in dieser Beziehung seine Rechnungen nicht täuschen.

Was lehren aber die Zahlen, mit denen dies Geschäft in den Zolllisten verzeichnet ist? Sie lehren, daß Frankreich für 200,000 Frcs. ausgeführt und für 352,000 Frcs. eingeführt hat; woraus der ehrenwehrte Deputirte schließt: „daß Frankreich die Gewinnste seines früheren Haushaltes verschleudert, daß es verarmt, daß es in seinen Ruin geht, daß es dem Auslande 152,000 Frcs. seines Kapitals geschenkt hat."

Einige Zeit nachher expedirte derselbe Kaufmann ein anderes Schiff, das ebenfalls mit Produkten unserer National-Industrie im Werthe von 200,000 Francs

befrachtet war. Unglücklicherweise aber scheiterte das Schiff beim Ausgang aus dem Hafen, und dem Kaufmann blieb nichts übrig, als folgende zwei kleine Posten in seine Bücher einzutragen:

General-Waaren-Conto . . . . Soll
an N. N.
für den Einkauf verschiedener Waaren,
versandt mit dem Schiffe X. . . 200,000 Frcs.

Gewinn- und Verlust-Conto . . Soll
an General-Waaren-Conto
für den vollständigen Verlust der mit
dem Schiffe X verladenen Waaren 200,000 Frcs.

Indessen trug die Zollbehörde in ihre Exportliste die Summe von 200,000 Frcs. ein und da sie niemals einen korrespondirenden Import aufführen wird, so folgt daraus für Herrn Lestiboudois und die Kammer, daß Frankreich durch diesen Schiffbruch 200,000 Frcs. rein gewonnen hat.

Nach der Theorie der Handelsbilanz hat also Frankreich ein ganz einfaches Mittel, seine Kapitalien zu verdoppeln; man braucht die Waaren nur die Zolllinie passiren zu lassen und dann ins Meer zu werfen. Dann würde der Export mit den Kapitalien auf gleicher Höhe stehen, der Import wäre Null, ja unmöglich, und Alles, was der Ocean verschlungen hat, wäre reiner Gewinn.

Die Schutzzöllner werden mir sagen, daß ich scherze,

daß ihnen solche Absurditäten nie in den Sinn gekommen wären. Aber ihr behauptet, und was noch mehr ist, ihr verwirklicht sie und bürdet sie in der Praxis euren Mitbürgern auf, so weit es von euch abhängt.

Die Wahrheit aber ist, daß man die Handelsbilanz gerade umgekehrt benutzen, und den Gewinn der Nation nach dem Plus berechnen muß, um das der Werth der Einfuhr den der Ausfuhr übersteigt. Dieser Mehrwerth der Einfuhr stellt nach Abzug der Kosten den wirklichen Gewinn dar. Aber diese Theorie führt direkt zur Handelsfreiheit. Ich gebe sie, wie alle meine früheren, der gefährlichen Probe der Uebertreibung preis und finde, daß sie nichts von ihr zu befürchten hat. Wem es Vergnügen macht, der mag einmal den Fall setzen, daß uns das Ausland mit allen Arten nützlicher Waaren überschwemmte, ohne von uns Gegenwerthe zu verlangen; daß unser Import unendlich und unser Export gleich Null wäre; — so wird mir Niemand beweisen können, daß wir dann ärmer wären.

Anmerk. Eine ausführliche Beleuchtung dieses Gegenstandes findet man in den „Betrachtungen über die Handelsbilanz und über die Art, sie zu berechnen. Von C. Noback“. Berlin, 1847, bei A. v. Schröter.

Siebenter Abschnitt.

Petition der Talg- und Wachslicht-, der Lampen-, Leuchter-, Reverberen-, Lichtputzen- und Löschhütchen-Fabrikanten und der Talg-, Oel-, Harz-, Alkohol- ꝛc. Produzenten

an Mitglieder die Deputirten-Kammer.

Meine Herren!

Sie sind auf gutem Wege! Sie verwerfen die abstrakten Theorien; die Lehren vom Ueberfluß, vom billigen Markt rühren Sie nicht, sondern vor allem liegt Ihnen das Schicksal des Produzenten am Herzen; Sie wollen ihn von der fremden Konkurrenz befreien, mit einem Wort: Sie wollen der nationalen Arbeit den inländischen Markt sichern.

Wir bieten Ihnen eine herrliche Gelegenheit der Anwendung Ihrer ..... wie sollen wir doch sagen?

Ihrer Theorie? Nein, nichts ist trüglicher, als die Theorie; Ihrer Doktrin? Ihres Systems? Ihres Prinzips? Aber Sie lieben die Doktrinen nicht, Sie perhorresziren die Systeme und haben selbst erklärt, daß es in der Nationalökonomie kein Prinzip gäbe. Wir wollen also sagen: Ihrer Praxis, Ihrer theorie- und prinzipienlosen Praxis.

Wir leiden durch die unerträgliche Konkurrenz eines Rivalen, dessen Produktion offenbar so begünstigt ist, daß er unsere Märkte mit einem Licht von fabelhafter Billigkeit überschwemmt; denn sobald er sich zeigt, hat unser Absatz ein Ende, alle Konsumenten wenden sich an ihn, und ein Zweig der französischen Industrie, dessen Aeste unzählbar sind, wird dadurch plötzlich in vollkommene Stagnation versetzt. Dieser Konkurrent, der kein andrer ist, als die Sonne, führt gegen uns einen so erbitterten Krieg, daß wir vermuthen, das perfide England habe ihn gegen uns aufgehetzt, zumal er für diese stolze Insel Rücksichten hat, die er gegen uns nicht kennt.

Wir bitten Sie daher, daß es Ihnen gefallen möge, ein Gesetz zu erlassen, welches die Schließung aller Fenster, Läden, Luken, Klappen, Vorhänge, Kutschenladen, Gucklöcher, Rouleaux, mit einem Worte aller der Oeffnungen, Ritzen und Spalten anbefiehlt, durch welche das Sonnenlicht in die Häuser zu dringen pflegt, zum Nachtheil der schönen Industriezweige, mit denen wir das Land beschenkt zu haben uns schmeicheln,

das uns jetzt ohne Undankbarkeit nicht einem so ungleichen Kampfe preisgeben kann.

Halten Sie das, meine Herren Deputirten, nicht für eine Satyre und verwerfen Sie es wenigstens nicht, ohne seine Begründung anzuhören.

Zuvörderst: wenn Sie dem natürlichen Lichte den Zutritt verwehren und so das Bedürfniß nach künstlichem Lichte schaffen: welcher Zweig der französischen Industrie würde dadurch nicht gefördert werden?

Wenn mehr Talg konsumirt wird, so braucht man mehr Ochsen und Hammel, und folglich werden sich künstliche Wiesen, Viehzucht, Milch, Häute und besonders Dünger, diese Basis des landwirthschaftlichen Reichthums, ungemein vermehren.

Wenn mehr Oel konsumirt wird, so werden sich die Kultur des Mohnes, der Olive, des Rapses ausbreiten. Diese fetten und den Boden erschöpfenden Pflanzen werden die Fruchtbarkeit benutzen, welche die gesteigerte Viehzucht unserm Boden gegeben haben wird.

Unsere Haiden werden sich mit harzigen Bäumen bedecken. Zahlreiche Bienenschwärme werden auf unsern Bergen die wohlriechenden Schätze einsaugen, die jetzt unbenutzt verduften, wie die Blumen, welche sie entsenden. Kurz, jeder Zweig der Landwirthschaft wird einen großartigen Aufschwung nehmen.

Ebenso ist es mit der Schifffahrt: tausende von Fahrzeugen werden auf den Wallfischfang gehen und in kurzer Zeit werden wir eine Flotte haben,

welche die Ehre Frankreichs aufrecht erhalten und der patriotischen Reizbarkeit der unterzeichneten Petenten, der Lichthändler zc., entsprechen wird.

Aber was sollen wir von Paris sagen? Sehen Sie die vergoldeten und bronzenen Artikel, die Leuchter, Lampen, Lüstres, Kandelaber von Krystall in großartigen Magazinen glänzen, neben denen die heutigen wahre Kramläden sind.

Jeder Arbeiter bis auf den Armen, der hoch auf Bergen sein Harz einsammelt, oder tief unten in dunkeln Schachten nach Erz gräbt — sie alle werden ihr Einkommen und ihren Wohlstand verbessern.

Bedenken Sie, meine Herren, und seien Sie überzeugt, daß es keinen Franzosen giebt, vom reichen Aktionair von Anzin bis zum Schwefelhölzchen-Verkäufer, dessen Lage sich nicht durch den glücklichen Erfolg unseres Gesuchs bessern würde.

Wir sehen Ihre Einwürfe voraus, meine Herren; Sie haben sie aus der abgenutzten Literatur der Freihandels-Männer. Sagen Sie ein Wort gegen uns, das sich nicht sofort gegen Sie selbst und gegen das Prinzip kehrte, das Ihre ganze Politik leitet.

Sie werden uns sagen, daß wenn wir bei diesem Schutz gewinnen, Frankreich nicht dabei gewinnen wird, weil der Konsument die Kosten tragen muß; darauf antworten wir:

Sie haben nicht mehr das Recht, an die Interessen des Konsumenten zu erinnern. So oft es mit dem

Interesse des Produzenten kollidirte, haben Sie es alle Zeit geopfert. Sie thaten es, um die Arbeit zu ermuntern, um den Bereich der Arbeit zu erweitern: aus demselben Grunde müssen Sie es auch jetzt thun.

Als man zu Ihnen sagte: „Der Konsument wünsch, die freie Einfuhr von Eisen, Steinkohlen, Getreidet Gespinnst und Sesam," da erwiderten Sie: aber der Produzent wünscht ihre Ausschließung. Also wenn die Konsumenten bei der Zulassung des natürlichen Lichtes interessirt sind, so sind es die Produzenten für seine Ausschließung.

Aber Sie sagten auch: „daß der Produzent und der Konsument Eines seien. Wenn der Fabrikant durch den Schutz gewinne, so würde er auch den Ackerbauer gewinnen lassen; wenn der Ackerbau blühe, so würde er auch den Fabriken Absatz verschaffen." Also: wenn Sie uns das Monopol der Beleuchtung während des Tages geben, so werden wir zuvörderst viel Talg, Kohlen, Oel, Harz, Wachs, Alkohol, Silber, Eisen, Bronze und Krystall kaufen, um unsere Industrie zu unterhalten, und um so mehr werden wir und unsere zahlreichen Lieferanten, die alle reich geworden sind. konsumiren, und durch alle Zweige der Nationalarbeit Wohlstand verbreiten.

Sie werden sagen, daß das Sonnenlicht ein unentgeltliches Geschenk der Natur ist, und daß, wer solche Geschenke ablehnt, den Reichthum selbst unter

dem Vorwande ablehnt, daß er die Mittel ihn zu erlangen verstärken will.

Aber bedenken Sie, daß Sie dann den Tod Ihrer Politik im eigenen Herzen tragen; bedenken Sie, daß Sie bisher immer das ausländische Produkt ausgeschlossen haben, weil es sich dem Geschenk nähert und um so mehr, als es sich dem Geschenk nähert.

Um den Forderungen der andern Monopolisten zu gehorchen, hatten Sie nur einen halben Grund; unser Gesuch zu erfüllen, haben Sie vollen Grund.

Die menschliche Arbeit und die Natur haben bei der Herstellung eines Produktes je nach dem Lande und dem Klima einen verschiedenen Antheil. Die Natur schenkt ihren Antheil immer, und nur die menschliche Arbeit macht den Werth eines Produktes und wird bezahlt.

Eine Lissaboner Orange kostet halb so viel, als eine in Paris gezogene, weil für jene die natürliche Wärme das umsonst thut, was für jene die künstliche und deshalb kostspielige Wärme. Wenn also eine portugiesische Orange zu uns kommt, so kann man sagen, daß sie uns zur Hälfte geschenkt ist und nur halb so viel kostet, als eine Pariser Orange.

Gerade deswegen schließen Sie sie aus; Sie sagen: wie kann die inländische Produktion die Konkurrenz der auswärtigen ertragen, wenn jene die volle

und diese nur die halbe Arbeit hat und die andere Hälfte von der Sonne thun läßt?

Wenn sie aber schon die Konkurrenz der halbgeschenkten Waare ausschließen, um wieviel mehr müssen Sie die Konkurrenz der ganz geschenkten zurückweisen?

Wenn Sie einige Logik haben, so müssen Sie die ganz geschenkte mit doppelt so viel Eifer ausschließen.

Noch einmal, wenn Steinkohlen, Eisen, Getreide oder Gewebe uns vom Auslande zu billigerm Preise angeboten werden, wenn wir sie mit weniger Arbeit gewinnen können, als wir sie selbst herzustellen im Stande sind; so ist der Unterschied für uns ein Geschenk, dies Geschenk ist mehr oder weniger beträchtlich, je nachdem der Unterschied geringer oder größer ist. Er beträgt ein Viertel, die Hälfte, drei Viertel des Werthes, je nachdem das Ausland drei Viertel oder die Hälfte unserer Herstellungskosten fordert. Es kann auch ganz und gar geschenkt sein, wenn der Schenkende, wie die Sonne für das Licht nichts fordert.

Die Frage, die wir in aller Form stellen, lautet: wir verlangen zu wissen, ob Sie Frankreich die Wohlthat der kostenfreien Konsumtion oder die behaupteten Vortheile der mühevollen Produktion gewähren wollen. Wählen Sie, aber verfahren Sie logisch, denn wenn Sie schon Steinkohlen, Eisen, Getreide

und ausländische Gewebe ausschließen, je mehr sich ihr Preis der Null nähert, wie inkonsequent würde es da sein, den ganzen Tag lang das Sonnenlicht zuzulassen, dessen Preis gleich Null ist.

Achter Abschnitt.

Differenzial-Zölle.

Ein armer Winzer in der Gironde hatte sich mit Liebe einen Weinstock gezogen. Nach vielen Mühen und Arbeiten hatte er endlich das Glück, ein Faß Wein zu gewinnen, und er vergaß, daß jeder Tropfen dieses herrlichen Nektars einen Schweißtropfen gekostet hatte. Ich will das Faß Wein verkaufen, sagte er zu seiner Frau, und für das Geld Garn kaufen, damit wir die Aussteuer unserer Tochter besorgen können. Der wackere Bauer geht nach der Stadt und begegnet einem Belgier und einem Engländer. Der Belgier sagt zu ihm: gieb mir deinen Wein, ich gebe dir dafür 15 Bund Garn.

Der Engländer sagt: gieb mir deinen Wein, ich gebe dir dafür 20 Bund Garn; denn wir Engländer machen das Garn billiger als die Belgier.

Aber ein Zollbeamter, der hinzutrat, sagte: guter Mann, handle mit dem Belgier, wenn du Lust hast; aber mit dem Engländer darf ich dich nicht handeln lassen.

Wie! sagte der Bauer, ihr wollt, daß ich mich mit 15 Bund Garn, die von Brüssel kommen, begnügen soll, während ich 20 bekommen kann, die von Manchester kommen?

Gewiß, siehst du nicht, daß Frankreich einen Verlust erlitte, wenn du 20 Bund statt 15 bekämest?

Das kann ich wahrlich nicht begreifen, sagte der Winzer.

Und ich kann es dir nicht erklären, erwiederte der Zollbeamte, aber die Sache steht fest, denn alle Deputirten, Minister und Journalisten haben einstimmig erklärt, daß ein Volk, um so mehr verarme, je mehr es beim Tausch für seine Produkte bekommt.

Der Mann mußte mit dem Belgier den Tausch abschließen. Seine Tochter bekam nur $\frac{3}{4}$ ihrer Aussteuer und die guten Leute fragen noch heute, warum man sich ruinirt, wenn man 4 statt 3 bekommt, und warum man mit 3 Dutzend Servietten reicher ist als mit 4 Dutzend.

Neunter Abschnitt.

Ungeheure Entdeckung!!!

In dem Augenblick, wo alle Geister nach billigeren Transportmitteln suchen; wo man zu diesem Zwecke die Straßen ebnet, die Ströme kanalisirt, die Dampfschiffe vervollkommnet, das ganze Land mit Paris durch ein Eisenbahnnetz verbindet, atmosphärische, hydraulische, pneumatische, elektrische und andere Kräfte mehr zur Anwendung zu bringen sucht; wo alle Welt das Problem lösen will:

„wie ist es zu machen, daß der Preis der Dinge an dem Orte der Konsumtion dem am Orte der Produktion möglichst gleich sei?“ —

In einem solchen Augenblicke bin ich es meinem Vaterlande, meinem Jahrhundert und mir selbst schuldig, nicht länger mit einer herrlichen Erfindung zurückzuhalten, die ich gemacht habe.

Sei man immerhin mißtrauisch gegen den Erfinder, der sein eigenes Werk lobt: ich habe die vollständige Gewißheit, ein untrügliches Mittel gefunden zu haben, daß alle Produkte der Welt um ein Beträchtliches billiger nach Frankreich gebracht und aus Frankreich geholt werden können.

Untrüglichkeit ist nur einer der Vortheile meiner bewundernswürdigen Erfindung!

Sie bedarf keines Planes, keines Kostenanschlages, keiner vorbereitenden Studien, keiner Ingenieure, oder Maschinisten, oder Unternehmer, oder Kapitalien, oder Aktionäre, oder Unterstützung von Seiten der Regierung!

Sie weiß von keinem Schiffbruche, von keinen Explosionen, Feuersbrünsten!

Sie kann binnen 24 Stunden in's Werk gesetzt werden!

Endlich (und das wird sie ohne Zweifel dem Publikum besonders empfehlen) kostet sie dem Budget nicht einen Heller, im Gegentheil. Sie vermehrt nicht die Bürokratie, im Gegentheil. Sie kostet keines Menschen Freiheit, im Gegentheil.

Ich bin in ihren Besitz nicht durch einen Zufall gekommen. Ich sann darüber nach, warum wohl ein in Brüssel verfertigter Gegenstand in Paris theurer ist als in Brüssel?

Deshalb, weil zwischen Paris und Brüssel verschiedene Hindernisse liegen, die sie beim Transport passiren muß: zuvörderst die Entfernung, die man

ohne Anstrengung und Zeitverlust nicht überwinden kann und die man entweder selber überwinden oder für deren Ueberwindung man einen Andern bezahlen muß. Ferner sind Ströme, Moräste, Koth, andere Zufälligkeiten des Terrains, Schwierigkeiten, die man besiegen muß. Man besiegt sie, indem man Chausseen baut, Brücken schlägt, Straßen durchbricht und den Aufenthalt, der durch Friktion entsteht, durch Steinpflaster, Eisenschienen u. s. w. zu verringern sucht.

Alles dies kostet Geld, und der Gegenstand des Transports muß die Kosten mittragen helfen. Außerdem giebt es auch Spitzbuben, derentwegen eine Gensd'armerie, eine Polizei u. s. w. gehalten werden muß.

Unter diesen Hindernissen aber auf dem Wege von Brüssel ist eines, das wir uns selbst gelegt haben und ein sehr kostspieliges: das sind die Leute, die längs der Grenzlinie im Hinterhalte liegen, bis an die Zähne bewaffnet und ausdrücklich beordert, dem Waaren-Transport aus einem Lande in das andere Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Solche Leute nennt man Zollbeamte, sie wirken gerade so, wie Koth und ausgefahrene Geleise: sie halten auf, behindern, und tragen zu dem Preis-Unterschiede am Orte der Produktion und an dem der Konsumtion bei, den möglichst zu verringern unsere Aufgabe ist.

Unsere Aufgabe ist gelöst: setzt den Eingangszoll herunter! Dann baut ihr die Nordbahn, ohne daß sie euch etwas kosten wird; im Gegentheil,

ihr erspart viel dabei und habt vom ersten Tage ihrer Befahrung an ein Kapital in die Tasche gesteckt.

Wahrhaftig, ich muß mich fragen, wie uns der Wahnsinn hat bemeistern können, viele Millionen auszugeben um die natürlichen Hindernisse zwischen Frankreich und Belgien zu zerstören und zugleich viele andere Millionen zu zahlen, um künstliche Hindernisse an ihre Stelle zu setzen, die genau dieselbe Wirkung haben, so daß, wenn das geschaffene und das zerstörte Hinderniß sich gegenseitig aufheben, die Sache beim Alten bleibt und doppelte Kapitalien dennoch verschlungen hat.

Ein belgisches Produkt kostet in Brüssel 20 Frcs. und in Paris wegen des Transportes 30 Frcs. Dasselbe Produkt kostet in Paris gefertigt 40 Frcs.: was thun wir nun?

Zuvörderst legen wir auf das belgische Produkt einen Zoll von mindestens 10 Frcs., um seinen Preis bis zu dem des Pariser Preises von 40 Frcs. hinaufzutreiben; und bezahlen eine Menge Beamte, die darauf zu achten haben, daß der Zoll auch wirklich bezahlt werde, so daß die Waare unterwegs mit 10 Frcs. für den Transport und mit 10 Frcs. für den Zoll belastet ist.

Dieser Transport von Brüssel, der 10 Frcs. kostet, ist sehr theuer. Bauen wir für 2 — 300 Millionen eine Eisenbahn, so haben wir ihn um die Hälfte billiger, so daß das belgische Produkt in Paris nur 35 Frcs. kostet, nämlich:

sein Preis in Brüssel	20 Frcs.
Zoll	10 „
Transport auf der Eisenbahn . .	5 „
Preis der Waare in Paris . .	35 Frcs.

Dasselbe Resultat wird erreicht, wenn man den Eingangszoll auf 5 Frcs. herabgesetzt, nämlich:

Preis der Waare in Brüssel . . .	20 Frcs.
Herabgesetzter Zoll	5 „
Transport auf gewöhnlichem Wege	10 Frcs.
Preis der Waare in Paris . .	35 Frcs.

Auf diese Art hätten wir die 200 Millionen, die die Eisenbahn kostet und die Kosten der Zolllinie erspart; denn die Zolllinie kostet immer um so weniger, je geringer die Verlockung zum Kontrebandiren ist.

Aber sagt man, der Schutzzoll ist nothwendig, um *die Pariser Industrie zu schützen.* Meinethalben, *aber dann zerstört seine Wirkung nicht durch eure Eisenbahn.*

Denn wenn ihr darauf besteht, daß das belgische Produkt, wie das Pariser 40 Frcs. koste, so müßt ihr den Zoll auf 15 Frcs. *erhöhen*, nämlich:

Preis der Waare in Brüssel . .	20 Frcs.
Schutzzoll	15 „
Transport auf der Eisenbahn . .	5 „
Summa	40 Frcs.

Aber dann frage ich, welchen Nutzen noch die Eisenbahn hat?

Bekennen wir nur, giebt es irgend etwas Erniedrigenderes für das neunzehnte Jahrhundert, als dieses Schauspiel einer knabenhaften Praxis, die mit unerschütterlichem Ernst gehandhabt wird? Die kommenden Jahrhunderte werden die Thorheiten des jetzigen nicht begreifen können. Schon der Narr eines Andern zu sein, ist nicht sehr angenehm; aber gar den großen Apparat einer Repräsentativ-Verfassung anwenden und sich selbst zum Narren zu halten, sich doppelt zum Narren zu halten, und das in einer Sache, die durch Zahlen zu entscheiden ist — das ist wohl geeignet, den Stolz des Jahrhunderts der Aufklärung ein wenig zu demüthigen!

Zehnter Abschnitt.

Reziprozität.

Wir haben eben gesehen, daß alles, was den Transport vertheuert (wie der Schutzzoll, oder wenn man lieber will, daß der Schutzzoll) wie eine Transport-Erschwerung wirkt. Man kann also der Wahrheit gemäß sagen, daß der Schutzzoll ein Hinderniß ist, wie Morast, ausgefahrene Wege, Vertiefungen in der Straße, steile Abhänge, deren gemeinsame Wirkung ist, den Unterschied des Konsumtions- vom Produktionspreise zu vergrößern. Ebenso richtig ist, daß Moräste und Sümpfe wahre Schutzzölle sind.

Es giebt Leute, zwar nur wenige, aber doch einige, die zu begreifen anfangen, daß die künstlichen Hindernisse doch auch Hindernisse sind und daß unser Wohlstand

mehr bei Freihandel, als bei Schutzzoll gewinnt, genau aus demselben Grunde, aus dem ihnen ein Kanal lieber ist, als ein schlechter, sandiger und steiniger Weg.

Aber, sagen sie, diese Handelsfreiheit muß gegenseitig sein. Wenn wir unsere Barrieren vor Spanien fallen lassen, ohne daß Spanien die seinigen vor uns aufhebt, so sind wir offenbar die Geprellten. Wir wollen also Handelsverträge auf der Basis einer gerechten Reziprozität schließen, wollen Konzessionen machen, damit man uns welche mache, wollen das Opfer des Kaufes bringen, um den Vortheil des Verkaufes zu erlangen.

Alle, die so reden, sind, so leid es mir thut ihnen sagen zu müssen, vielleicht ohne daß sie es wissen, im Prinzipe Schutzzöllner, nur etwas inkonsequenter als die reinen Schutzzöllner, so wie diese wieder inkonsequenter sind, als die Anhänger des absoluten Prohibitiv-Systems.

Um das zu zeigen, will ich eine Geschichte erzählen.

Stulta und Puera.

Es gab einmal zwei Städte: Stulta und Puera; wo sie lagen ist gleichgültig. Sie bauten für schweres Geld einen Weg, der sie mit einander verband, und als er fertig war, sprach Stulta zu sich: Puera überschwemmt mich doch ganz und gar mit seinen Produkten, ich muß auf meiner Hut sein! Sofort richtete es für vieles Geld ein Chor von Hinderniß-Beamten

ein, so benannt, weil ihre Bestimmung dahin ging, den Waaren, die aus Puera kamen, Hindernisse in den Weg zu legen. Bald darauf legte sich Puera auch ein Chor von Hinderniß-Beamten zu.

Nach mehreren Jahrhunderten, während welcher die Aufklärung große Fortschritte gemacht hatte, leuchtete es den weisen Männern von Puera ein, daß diese gegenseitigen Hemmungen nur gegenseitigen Schaden brächten und sie schickten einen Diplomaten nach Stulta, der nach Beseitigung der offiziellen Redensarten also anhub:

„wir haben einen Weg gemacht und gleichwohl erschweren wir uns diesen Weg, das geht doch nicht an; besser, wir hätten die Sache in ihrem ersten Zustande gelassen, dann hätten wir nicht zuerst die Straße und dann die Erschwerungen zu bezahlen gebraucht. Im Namen von Puera schlage ich vor, nicht etwa die gegenseitigen Handelserschwerungen mit einem Male aufzuheben: das wäre ja nach einem Prinzip verfahren, und wir verachten die Prinzipien eben so sehr, als ihr; sondern ich schlage vor, diese Hindernisse ein wenig zu verringern, und die Opfer, die von beiden Seiten allerdings gebracht werden, sorgfältig abzuwägen und auszugleichen."

So sprach der Diplomat.

Stulta bat sich Bedenkzeit aus, und fragte bei allen seinen Fabrikanten und Ackerbauern an. Endlich

erklärte es nach einigen Jahren die Unterhandlungen für abgebrochen.

Auf diese Nachricht hielten die Bürger von Puera eine Rathsversammlung. Ein Greis, (der schon von jeher in dem Verdacht stand, von Seiten Stulta's Geld zu bekommen), erhob sich und sprach: „Die Hindernisse, die Stulta geschaffen hat, schaden unserm Verkauf, das ist ein Unglück. Die, welche wir selbst geschaffen haben, schaden unserm Kauf, das ist das zweite Unglück. Gegen das erste können wir nichts thun, aber das zweite zu beseitigen steht bei uns. Wir wollen uns wenigstens von dem einen befreien, da wir doch nicht beide los werden können: wir wollen unsere Hindernißmänner abschaffen, ohne zu verlangen, daß Stulta seinerseits dasselbe thue. Einstmals wird es besser rechnen lernen."

Ein zweiter Rathsherr, ein Mann der Praxis und der Thatsachen, frei von Prinzipien und genährt mit der alten Weisheit der Vorfahren, erwiderte darauf: „Hört nicht auf diesen Träumer, diesen Theoretiker, diesen Neuerungssüchtigen, diesen Utopisten, diesen Nationalökonomen, diesen Stultomanen! Wir sind allesammt verloren, wenn die Erschwerungen des Weges nicht völlig gleich zwischen Stulta und Puera vertheilt und abgewogen werden. Sonst könnte man ja viel leichter in Stulta hinein als heraus, viel leichter exportiren als importiren! Wir wären dann in Bezug auf Stulta in der ungünstigen Lage, in der sich Havre,

Nantes, Bordeaux, Lissabon, London, Hamburg und New-Orleans gegen die Städte befinden, die an den Quellen der Seine, Loire, Garonne, des Tajo, der Themse, der Elbe und des Missisippi liegen; denn es ist schwerer stromauf- als stromabwärts zu fahren. (Eine Stimme: die Städte an den Mündungen sind reicher und blühender, als die an den Quellen!) — Das ist nicht möglich! (Dieselbe Stimme: aber es ist so!) — Meinethalben, aber dann sind sie gegen die Regel reich und blühend!"

Eine so scharfe Schlußfolge bewegte die Versammlung tief. Der Redner überzeugte sie aber gänzlich, als er von nationaler Unabhängigkeit, von Nationalehre, von nationaler Würde, von nationaler Arbeit, von Ueberschwemmung mit Produkten, von Tributen und mörderischer Konkurrenz sprach; kurz und gut, er setzte die Aufrechterhaltung der Hindernisse durch — und wenn ihr wollt, so kann ich euch in ein Land führen, wo ihr mit euren eigenen Augen Chausseearbeiter und Hindernißmänner gleichzeitig mit der schönsten Harmonie der Welt arbeiten sehen könnt, Jene, um den Transport zu erleichtern, und diese, um ihn zu erschweren, beide auf Kosten derselben Steuerpflichtigen, nach Beschluß derselben gesetzgebenden Versammlung.

Elfter Abschnitt.

Absolute Preise.

Wer zwischen freiem Handel und Schutzzoll wählen will, der prüfe ihren Einfluß auf den Ueberfluß oder die Seltenheit der Waaren, aber nicht auf die Höhe oder die Niedrigkeit ihrer Preise; der hüte sich vor den absoluten Preisen, wenn er nicht in ein unentwirrbares Labyrinth hineingerathen will.

Nachdem Herr von Dombasle die Behauptung aufgestellt hat, daß der Schutz die Dinge vertheuert, fährt er also fort: „Das Steigen der Preise vermehrt die Kosten der Existenz und folglich den Preis der Arbeit, so daß jeder in dem Steigen des Preises seiner Produkte einen Ersatz für die wachsenden Kosten seiner Existenzmittel findet. Was also ein Jeder als Konsument bezahlt, das bekommt er als Produzent zurück."

Offenbar kann man auch den Satz umkehren und sagen: „Was man als Produzent einnimmt, giebt man als Konsument wieder aus.“

Was beweis't der Satz also? Nichts weiter, als daß der Schutzzoll den Reichthum unnützer und ungerechter Weise aus einer Hand in die andere schiebt.

Zu dieser Art der Ausgleichung führen die großen schutzzöllnerischen Zurüstungen, vorausgesetzt, daß Herr von Dombasle's Schluß richtig ist, daß mit dem Preise des geschützten Produkts auch der Preis der Arbeit steige. Ich halte ihn für unrichtig, weil ich glaube, daß der Preis der Arbeit, wie der aller anderer Dinge, von dem Verhältniß des Angebots zur Nachfrage abhängt. Nun sehe ich wohl ein, daß ein Schutzzoll das Angebot z. B. der Steinkohlen vermindert und folglich ihren Preis erhöht; aber nicht die Nachfrage nach Arbeit so vermehrt, daß der Arbeitslohn dadurch verbessert würde. Ich begreife dies um so weniger, da die Nachfrage nach Arbeitern von dem disponiblen Kapitale abhängt; nun kann der Schutz wohl die Kapitale versetzen und sie aus einer Industrie in die andere werfen, aber er kann sie auch nicht um einen Heller vermehren.

Wenn eine isolirt stehende Nation, die eine gewisse Masse baares Geld hat, ein Vergnügen daran findet, die Hälfte von dem, was sie produzirt, zu verbrennen,

so wird sie nach der Theorie des Herrn von Dombasle dadurch nicht ärmer.

In der That werden alle Dinge nach der Verbrennung noch einmal so theuer sein, folglich die Inventarien vor und nach dem Brande denselben Nominalwerth aufweisen. Aber wer hat denn verloren? „Wenn Paul sein Tuch theurer einkauft, so verkauft er auch sein Getreide theurer; und wenn Peter beim Getreidekauf verliert, so bringt er den Verlust beim Tuchverkauf wieder ein.“ So schließt Herr von Dombasle.

Die Wahrheit aber ist: ob die Menschen Tuch und Getreide durch Verbrennen oder Verbrauch konsumiren, ist in der Wirkung auf die Preise völlig gleich, aber in Bezug auf den Reichthum höchst ungleich; denn der Reichthum oder der Wohlstand besteht gerade darin, daß man die Dinge verbraucht.

Die Handelsbeschränkung kann sogar, indem sie den Ueberfluß der Dinge verringert, ihre Preise so vertheuern, daß Jeder, wenn man will, nach Geldwerth berechnet, reich ist. In Bezug auf den Geldwerth ist es einerlei, ob ein Inventarium drei Hectoliter Getreide zu 20 Francs oder 4 Hectoliter zu 15 Fr. aufweist, denn in beiden Fällen ist die Summe 60 Fr.; aber in Bezug auf die Befriedigung der Bedürfnisse ist ein Unterschied vorhanden.

Unaufhörlich werde ich den Schutzzöllnern die Konsumtion als das Ziel aller Anstrengungen und die

Lösung aller Probleme vorhalten. Unaufhörlich werde ich ihnen sagen: ist es nicht wahr, daß die Handelsbeschränkung, indem sie den Tausch hemmt, die Theilung der Arbeit hindert und sie zum Kampf mit natürlichen Schwierigkeiten zwingt, — daß sie durch alles das die Produktion vermindert?

Und was liegt daran, ob das geringste unter der Herrschaft des Schutzzolles hervorgebrachte Quantum von Produkten denselben Nominalwerth hat, als das größte unter der Herrschaft des freien Handels Produzirte? Der Mensch lebt nicht von Nominalwerthen, sondern von wirklichen Produkten, und je mehr Produkte er hat, desto reicher ist er, gleichviel, was sie kosten mögen.

Als ich dies schrieb, erwartete ich nicht, jemals einen so konsequenten Feind der National-Oekonomie zu finden, daß er geradezu erklärte: „Der Reichthum der Völker hängt von dem Werth der Waaren ab, ganz abgesehen, ob sie im Ueberfluß vorhanden sind.“ Ich finde einen solchen in Herrn von St. Chamans, der pag. 210 seines Werkes schreibt:

„Wenn die gewöhnliche Produktion einer Waare 50 Millionen beträgt; wovon 15 Millionen nach dem Auslande verkauft werden, so können die übrigbleibenden 35 Mill. die gewöhnliche Nachfrage nicht mehr decken, und werden sich zum Werth von 50 Mill. erheben. Diese 15 Mill. Mehrwerth repräsentiren dann den Gewinn des Landes, dessen Reichthum dann um 15 Mill. gewachsen ist.

Das ist spaßhaft! Wenn eine Nation also in einem Jahre für 50 Mill. Feldfrüchte und Waaren produzirt, so braucht sie nur $\frac{1}{4}$ davon an's Ausland zu verkaufen, um sofort um $\frac{1}{4}$ reicher zu sein, als zuvor! Verkaufte sie die Hälfte, so würde sie um die Hälfte reicher, und gäbe sie ihren letzten Faden Wolle und ihr letztes Getreidekorn gegen harte Thaler hin, so hätte sie ihr Einkommen auf 100 Mill. gebracht! Eine eigenthümliche Art reich zu werdeu, wenn man unendliche Theurung durch absoluten Mangel hervorbringt.

Will man die beiden Lehren prüfen, so unterwerfe man sie der Probe der Uebertreibung.

Nach Herrn von St. Chamans wären die Franzosen ganz so reich, d. h. ebenso mit allen Dingen versehen, wenn sie nur $\frac{1}{1000}$ ihrer jährlichen Erzeugnisse behielten, weil dieses dann tausendmal theurer wäre.

Nach unserer Lehre wären die Franzosen unendlich reich, wenn sie einen so unendlichen Ueberfluß jährlicher Produkte hätten, daß sie ganz werthlos wären.

Zwölfter Abschnitt.

Ueber die Erhöhung des Arbeitslohnes durch den Schutzzoll.

Zu einem Atheisten, der gegen Gott, Priester und Religion loszog, sagte Jemand, der zugegen und selbst etwas orthodox war: „wenn du so fortfährst, wirst du mich noch bekehren."

So ist man, wenn man unsere bartlosen Skribler, Romantiker und Reformatoren, unsere parfümirten, süßlichen, mit Eis und Champagner vollgestopfen Feuilletonisten ihre Tiraden gegen den Egoismus und Individualismus machen; wenn man sie gegen die Härte unserer Institutionen deklamiren, über die hohen Preise und das Proletariat seufzen hört; wenn man sie ihre schmachtenden Augen bei dem Anblick der Noth der arbeitenden Klassen zum Himmel erheben sieht, der Noth, die sie nur aufsuchen, wenn sie ihrem Buch-

händler gut bezahlte Schilderungen zu liefern haben — ebenso, sage ich, ist man versucht, zu diesen zu sagen: „wenn ihr so fortfahrt, werdet ihr mich noch gegen das Schicksal der Arbeiter gleichgültig machen."

O über die Heuchelei, diese ekelhafte Krankheit unseres Zeitalters! Hat schon irgend ein ernster Mann oder ein aufrichtiger Menschenfreund ein Bild jenes Jammers aufgestellt? Hat sein Buch Eindruck gemacht? Der Schwarm jener Reformatoren hat seine Angel nach dieser Beute ausgeworfen.

Man dreht sie hin und her, übertreibt sie, beutet sie bis zum Lächerlichen aus. Als Heilmittel wirft man den Arbeitern die großen Worte „Organisation, Association" hin; man schmeichelt ihnen, kriecht vor ihnen und bald wird die Arbeiterfrage der Sklavenfrage gleichen: ernste Männer werden sich schämen, sich öffentlich ihrer anzunehmen, denn wie soll man die Vernunft mitten in fade Deklamationen einführen?

Aber fern von uns sei jene träge Indifferenz, die durch die Heuchelei nicht gerechtfertigt würde, welche sie wohl hervorrufen könnte.

Arbeiter, eure Lage ist einzig in ihrer Art! Man plündert euch aus, wie ich es sofort beweisen werde! Aber nein, ich will dies Wort zurücknehmen. Wir wollen aus unserer Sprache jeden heftigen und vielleicht falschen Ausdruck verbannen; daß die Plünderung durch Trugschlüsse bemäntelt, gegen den Willen des Plündernden und mit Zustimmung des Geplünderten wirklich

geschieht, müssen wir glauben. Aber man nimmt euch den gerechten Lohn eurer Arbeit und Niemand denkt daran, euch Gerechtigkeit zu verschaffen. Könnten euch feurige Aufrufe an die Philanthropie, an die ohnmächtige Nächstenliebe, an die euch entehrende Wohlthätigkeit oder die großen Worte „Organisation, Kommunismus, Phalanstere" trösten — o daran fehlt es nicht!

Aber euch ganz einfach Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daran denkt Niemand. Und fordert es nicht die Gerechtigkeit, daß ihr am Abende eines langen, mühevollen Tages euren mäßigen Lohn gegen die möglichst große Summe von Befriedigungen eintauschen könnt, die ihr von irgend einem Menschen auf der Erdoberfläche erlangen könnt?

Eines Tages werde auch ich vielleicht zu euch von Association und Organisation reden und dann werden wir sehen, was ihr von diesen Träumen zu erwarten habt, durch die ihr euch auf eine falsche Fährte bringen laßt.

Vor der Hand wollen wir nur untersuchen, ob man nicht eine Ungerechtigkeit gegen euch begeht, wenn man euch durch Gesetze die Leute bezeichnet, von denen ihr Brod, Fleisch, Leinwand und Tuch kaufen dürft; euch künstliche Preise vorschreibt, die ihr dafür zahlen müßt?

Ist es wahr, daß der Schutzzoll, der alle Preise vertheuert und euch dadurch schadet, in demselben Verhältniß euren Arbeitslohn erhöht?

Was bestimmt die Taxe des Arbeitslohnes?

Einer von euch hat das energische Wort gesprochen: „wenn zwei Arbeiter nach Einem Herrn laufen, so sinkt der Arbeitslohn; wenn aber zwei Herren nach Einem Arbeiter laufen, so steigt er.“

D. h.: „der Arbeitslohn hängt von dem Verhältniß des Angebots zur Nachfrage nach Arbeit ab.“

Wovon hängt nun das Angebot der Arbeitskräfte ab? Von der Zahl derer, die auf dem Platze sind, und auf diese Zahl hat der Schutzzoll keinen Einfluß.

Wovon hängt die Nachfrage nach Arbeitskräften ab?

Von dem Kapitale, das gerade disponibel ist. Aber das Schutzzollgesetz, welches sagt: „man soll ein Produkt nicht mehr von auswärts beziehen, sondern es selbst verfertigen, vermehrt ein solches Gesetz das Kapital? Nie und nimmer; es wirft das Kapital nur aus einer Richtung in die andere, und mehrt es auch nicht um einen Heller. Es vermehrt auch die Nachfrage nach Arbeitskräften nicht.

Man weist mit Stolz auf seine Fabrik hin: sind denn die Kapitalien, die ihre Begründung und Erhaltung fordern, vom Monde heruntergefallen? Nein, man hat sie dem Ackerbau, der Schifffahrt, dem Weinbau entziehen müssen.

Dies ist der Grund, warum wir seit der Herrschaft der Schutzzölle mehr Gruben- und Manufaktur-Arbeiter, aber auch weniger Schiffe in unsern Häfen, weniger Bauern und Winzer auf unsern Feldern und in unsern Weinbergen haben.

Ein Beispiel: Ein Landmann hatte ein Grundstück von 20 Morgen, das 10,000 Frcs. werth war. Er theilte es in vier Theile und richtete folgende Koppelwirthschaft ein: auf dem ersten baute er Mais, dem zweiten Weizen, dem dritten Klee, dem vierten Roggen. Was er für sich und seine Familie auf Fleisch, Brod und Milch brauchte, das trug ihm sein Gütchen; das Meiste verkaufte er, um Oel, Flachs, Wein rc. einzukaufen. Sein ganzes Vermögen gab er alljährlich an die Arbeiter der Nachbarschaft als Anleihe für Arbeitslohn rc. aus. Der Handel aber brachte ihm Alles wieder zurück, sein Kapital vermehrte sich von Jahr zu Jahr, und unser Landmann, der sehr wohl wußte, daß ein Kapital nur insoweit produzirt, als es in Thätigkeit gesetzt wird, ließ die arbeitende Klasse von seinem jährlichen Gewinn profitiren, indem er Zäune ziehen, Land urbar machen, Häuser bauen und seine Ackergeräthschaften verbessern ließ. Er brachte sogar einen Nothgroschen bei dem Banquier der Nachbarstadt unter, der das Geld auch nicht müßig im Kasten liegen ließ: er lieh es an Schiffsrheder und Unternehmer nützlicher Arbeiten aus, so daß es sich immer wieder in Arbeitslohn verwandelte.

Allein unser Landmann starb und sein Sohn, der ihn beerbte, sagte zu sich: „mein Vater war doch ein Narr sein Lebelang. Er kaufte Oel und war also der Provence zinspflichtig, während doch unser Land, wenn es sein muß, auch Oliven tragen könnte. Er kaufte

Wein, Garn, Orangen und war also der Bretagne, dem Medoc, den Hyèrischen Inseln zinspflichtig, während Wein, Flachs und Orangen allenfalls auch bei uns gedeihen. Er war dem Müller, dem Weber zinspflichtig, während unsere Dienstleute unser Garn sehr wohl weben und unsern Weizen zwischen zwei Steinen sehr wohl mahlen können. Er hat sich ruinirt und Fremde das gewinnen lassen, was er so leicht in der Nähe hätte unterbringen können."

Gesagt, gethan. Er veränderte die Koppelwirthschaft und theilte das Land in zwanzig Schläge. Auf dem einen baute er Oliven, auf dem andern Maulbeerbäume, auf dem dritten Flachs, auf dem vierten Wein, auf dem fünften Weizen u. s. f. Es gelang ihm, sich „unabhängig" zu machen, und Alles selbst zu produziren. Er zog nichts aus der allgemeinen Cirkulation, aber er brachte auch nichts hinein. Wurde er dadurch reicher? Nein, denn sein Land konnte keinen Wein tragen, das Klima ließ die Oliven nicht gedeihen und am Ende war seine Familie viel weniger mit dem versehen, was sie brauchte, als zu den Zeiten des Vaters, der es ihr durch Tausch verschaffte. Die Arbeiter hatten nicht mehr zu thun als sonst. Es mußten zwar fünfmal mehr Schläge angebaut werden, aber sie waren auch fünfmal so klein; man machte Oel, aber dafür weniger Weizen; man kaufte kein Garn mehr, aber verkaufte auch keinen Roggen mehr. Uebrigens konnte der neue Gutsbesitzer nicht mehr auf die Arbeit

verwenden, als sein Kapital, und sein Kapital wurde immer kleiner. Ein großer Theil davon ging für die unzähligen Baulichkeiten und Geräthschaften auf, die derjenige braucht, der alles unternehmen will. Das Resultat war, daß das Angebot der Arbeitskräfte blieb, wie zuvor, dagegen die Mittel, sie zu bezahlen, abnahmen und eine Verminderung des Lohnes nothwendig machten.

So geht es im Großen der Nation, die sich durch Schutzzölle isoliren will. Allerdings gelingt es ihr, die Zahl ihrer Industriezweige zu vermehren, aber sie vermindert ihre Rentabilität; sie richtet gleichsam eine komplizirte industrielle Koppelwirthschaft, die aber nicht *mehr*, im Gegentheil *weniger* einbringt, da dasselbe Kapital und dieselbe Arbeitskraft sich auf größere natürliche Schwierigkeiten werfen müssen. Ihr liegendes Kapital verzehrt vielmehr das zirkulirende, d. h. dasjenige, mit dem der Lohn bezahlt wird. Das Uebrige verzweigt sich außerordentlich, aber seine Masse vermehrt sich nicht. Das Wasser eines Teiches wird dadurch nicht reichlicher, daß man ihn in viele Bassins zerlegt: im Gegentheil, es verdampft um so viel schneller an der Sonne.

Eine gewisse Summe von Kapital und Arbeitskraft produziren um so weniger, mit je mehr Hindernissen sie kämpfen müssen. Nun ist es außer allem Zweifel, daß die Barrieren zwischen zwei Nationen das vorhandene Kapital und die vorhandene Arbeitskraft zum Kampfe

mit mehr klimatischen und andern natürlichen Hindernissen zwingen, als sie sonst bekämpfen würden; das beiderseitige Resultat ist also ein Minus von Produkten, d. h. ein Minus von Befriedigungsmitteln für die Menschheit.

Wenn aber eine allgemeine Verminderung der Befriedigungsmittel eintritt, so sollte sich der auf den Arbeiter fallende Theil vergrößert haben? Die Reichen, welche die Schutzzollgesetze machen, sollten nicht bloß selbst unter dieser allgemeinen Benachtheiligung leiden, sondern von ihrem ohnehin schon reduzirten Antheil an dem allgemeinen Wohlbefinden noch den Arbeitern etwas abgeben? Ist das glaublich oder auch nur möglich? Nein, diese Großmuth ist sehr verdächtig und die Arbeiter werden wohl daran thun, sie auszuschlagen.

Dreizehnter Abschnitt.

Theorie und Praxis.

Man beschuldigt uns Anhänger des freien Handels, daß wir Theoretiker wären und die Praxis nicht genug berücksichtigten. Herr Ferrier sagt: „Herr Say wird sehr wohl wissen, welch ein furchtbares Vorurtheil gegen ihn jene lange Reihe ausgezeichneter Verwaltungsmänner und jene imposante Ligue von Schriftstellern ist, die alle mit anderen Augen gesehen haben, als er. Man höre ihn: „man hat, auf alte Irrthümer gestützt, behauptet, daß Ideen, die so allgemein von allen Nationen angenommen sind, einigen Grund haben müssen. Muß man nicht Behauptungen und Gedanken mißtrauen, welche das umstoßen, was bis auf diese Stunde für sicher gegolten hat, auch von so vielen großen Persönlichkeiten dafür gehalten wurde, deren

deren Intelligenz und Streben höchst achtungswerth war? Dies Argument ist wohl geeignet, einen tiefern Eindruck zu machen und auch das Sicherste in Zweifel zu setzen, hätte man nicht gesehen, daß grundfalsche Ansichten, die man jetzt allgemein als solche ansieht, Jahrhunderte lang von aller Welt angenommen und bekannt wurden. Es ist noch nicht lange her, daß alle Völker, vom geistlosesten bis zum aufgeklärtesten, und alle Menschen, vom Lastträger bis zum weisesten Philosophen, an die vier Elemente glaubten. Niemand dachte daran, diese Lehre zu bestreiten, die gleichwohl falsch ist; während man heutzutage in Verruf käme, wenn man Erde, Luft, Wasser und Feuer als Elemente ansähe."

Hierzu macht Herr Ferrier folgende Bemerkung:

„Wenn Herr Say auf diese Weise den starken Vorwurf zu beseitigen glaubt, dem er sich ausgesetzt hat, so täuscht er sich auffallend. Daß sich auch sehr aufgeklärte Leute Jahrhunderte hindurch über irgend einen Gegenstand der Naturgeschichte im Irrthum befinden, ist leicht zu begreifen und beweis't nichts. Waren Wasser, Luft, Erde und Feuer, mochte man sie als Elemente ansehen oder nicht, dem Menschen deshalb weniger nützlich? Solche Irrthümer haben keine Folgen; sie führen keine Umwälzungen herbei, bringen den Geistern kein Unglück, verletzen überhaupt kein Interesse, so daß sie ohne Schaden noch Jahrtausende währen könnten. Die physische Welt geht ihren Weg,

als ob sie gar nicht existirten. Verhält es sich aber ebenso mit den Irrthümern, in denen ein Angriff auf die moralische Welt liegt? Kann man annehmen, daß ein Verwaltungssystem, das absolut falsch und folglich nachtheilig wäre, viele Jahrhunderte hindurch und von vielen Völkern mit der allgemeinen Beistimmung aller Unterrichteten befolgt werden könnte? Wird man erklären, wie unter einem solchen Systeme der Wohlstand der Völker fortwährend wachsen konnte? Herr Say gesteht, daß das Argument einen tiefen Eindruck zu machen geeignet sei. In der That, es macht diesen Eindruck, und seine Kraft wird fortwirken; denn Herr Say hat ihn eher verstärkt, als vernichtet."

Hören wir jetzt Herrn von St. Chamans:

„Erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sind alle Materien, alle Prinzipienfragen ohne Ausnahme in die Diskussion der Schriftsteller gerathen, und diese Lieferanten von spekulativen Ideen, die auf alles angewendet werden, ohne auf irgend etwas anwendbar zu sein, fingen auch an über National-Oekonomie zu schreiben; es gab damals kein geschriebenes, sondern nur ein von den Staatsmännern in der Praxis befolgtes System, dessen Erfinder, wie man sagt, Colbert, und das die Richtschnur für alle europäischen Staaten war. Merkwürdigerweise ist es noch immer das herrschende, trotz des Anathema der Verachtung und der Entdeckungen der modernen Schule. Dieses System, das unsere Schriftsteller das Merkantil-System

genannt haben, bestand in der Ausschließung derjenigen ausländischen Produkte, deren Konkurrenz den inländischen Manufakturen gefährlich werden konnte, durch Prohibition oder Eingangszölle. Die Schulen haben es für unbrauchbar und lächerlich erklärt, haben ihm vorgeworfen, daß unter ihm das Land verarme; es ist aus allen Büchern verbannt, aber die Praxis der Völker bietet ihm eine Zufluchtsstätte. Man kann nicht begreifen, warum die Regierungen sich nicht lieber von den gelehrten Schriftstellern, statt von den bewährten Erfahrungen jenes Systems rathen ließen; warum namentlich die französische Regierung schlechterdings allen Fortschritten einer aufgeklärten National-Oekonomie hartnäckigen Widerstand leistet und eine Praxis fortsetzt, welche die Herren von der Feder als irrthümlich bezeichnet haben. . . . . . . Genug und schon zu viel über das Merkantil-System, das nur die Thatsachen für sich und alle Schriftsteller gegen sich hat."

Klingt das nicht, als hätten die National-Oekonomen, die für Jedermann die freie Verfügung über seinen Wohlstand beanspruchen, etwa in der Weise der Fourrieristen eine neue chimärische, wunderliche soziale Ordnung erfunden, eine Art Phalanstere ausgesonnen, auf die vorher noch kein Mensch gekommen war? Ich denke, wenn hier irgend etwas erfunden oder zufällig genannt werden muß, so ist es nicht die Handelsfreiheit, sondern der Schutzzoll, nicht die Fähigkeit zu

tauschen, sondern die Douane, welche das natürliche Verhältniß von Arbeit und Lohn künstlich zerstört hat.

Aber es handelt sich hier nicht mehr um einen Vergleich, eine Beurtheilung der beiden Systeme, sondern die Frage ist, welches von beiden sich auf die Erfahrung stützt.

Ihr Herren Monopolisten behauptet, daß auf eurer Seite die Thatsachen und auf unserer Seite die Theorien sind.

Ihr schmeichelt euch sogar, daß ihr mit jener langen Reihe öffentlicher Thatsachen, jener alten Erfahrung Europa's, die ihr zitirt, Herrn Say imponirt habt, und ich muß gestehen, daß er euch nicht mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn geschlagen hat.

Ich für meinen Theil räume euch das Gebiet der Thatsachen nicht ein, denn die Thatsachen, die ihr für euch habt, sind nur exzeptionelle und erzwungene, denen wir universelle Thatsachen und die freien Akte der Menschheit entgegensetzen. Wir sagen: Man thut besser, das von anderen billig zu kaufen, was man nur theurer produziren kann.

Und ihr sagt: Man thut besser, dasjenige theuer zu produziren, was man von andern billiger kaufen kann.

Nun, meine Herren, weg mit aller Theorie! Welcher von beiden Sätzen hat die allgemeine Praxis und ihre Bestätigung für sich?

Blickt auf die Felder, die Werkstätten, die Hütten-

werke, die Magazine; blickt rund um euch nach oben und unten; prüft eure eigenen Haushaltungen, eure eigene Handlungsweise — und dann sagt, welches Prinzip die Praxis aller jener Arbeiter, Bauern, Unternehmer, Kaufleute, welches eure eigene Praxis leitet!

Macht sich der Bauer seine Kleider? Baut sich der Schneider sein Getreide? Backt ihr euch selber Brod, wenn es beim Bäcker billiger zu haben ist? Werft ihr die Feder fort und reinigt euch die Stiefel, um dem Schuhputzer keinen Tribut zu bezahlen? Ruht nicht die ganze Oekonomie der Gesellschaft auf Theilung der Arbeit, auf der Trennung der Beschäftigungen, mit einem Worte auf dem Tausch? Und was ist der Tausch anders, als der Kalkül, die eigene Produktion sofort zu unterlassen, wenn das indirekte Beziehen des Produkts uns Zeit und Mühe erspart?

Also ihr seid nicht die Männer der Praxis, denn ihr könnt auch nicht einen Menschen auf der ganzen Erdoberfläche auftreiben, der nach eurem Prinzip handelte.

„Aber," werdet ihr sagen, „noch niemals haben wir gehört, daß Jemand unser Prinzip in seinen persönlichen Verhältnissen befolgt. Wir sehen sehr wohl ein, daß dann alle geselligen Bande zerreißen und die Menschen wie die Schnecken, jeder in seinem Gehäuse leben würden. Wir behaupten nur, daß unser Prinzip thatsächlich die internationalen Verhältnisse beherrsche."

Auch dieser Satz ist ein Irrthum: die Familie,

Kommune, der Kanton, das Departement, die Provinz sind allesammt selbstständige Körper, wie die Staaten, und gleichwohl verwerfen sie ohne Ausnahme praktisch euer Prinzip, ja sie haben noch niemals daran gedacht, es anzunehmen. Alle tauschen sie ein, was selbst zu produziren kostspieliger wäre. Die Völker würden dasselbe thun, wenn ihr sie nicht mit Gewalt daran verhindertet.

Also wir sind die Männer der Praxis und der Erfahrung, denn um das Verbot zu bekämpfen, mit dem ihr den internationalen Tausch zum Theil belegt habt, stützen wir uns auf die Praxis und die Erfahrung aller Individuen und aller Verbindungen von Individuen, welche freie Wahl zwischen Tausch und eigner Produktion haben und deren Zeugniß füglich gelten darf. Aber ihr wendet zuerst Zwang an und macht Beschränkungen und beruft euch hinterher auf erzwungene oder prohibirte Akte, um ausrufen zu können: „Sehet da, die Praxis rechtfertigt uns!"

Ihr verwerft unsere, überhaupt alle Theorie. Aber wenn ihr unserem Prinzipe ein anderes entgegensetzt, habt ihr dann keine Theorie? Beide machen wir Theorien, nur mit dem Unterschiede, daß die unsrige auf die universellen Thatsachen, auf die universelle Meinung, auf die nniverselle Art zu rechnen achtet, und sie ordnet und zusammenstellt, um sie besser zu verstehen. Die Theorie des freien Handels steht so wenig mit der Praxis im Widerspruch, daß

sie vielmehr nur eine Darstellung der Praxis ist.

Die Völker werden von einem gesunden Instinkt, der zugleich konservativ und auch für den Fortschritt ist, geleitet, und wofür sie sich unter Leitung dieses Instinktes mit voller Willensfreiheit enscheiden, das nennen wir National-Oekonomie. Jeder Mensch ist in seiner Praxis ein ganz ausgezeichneter National-Oekonom: er produzirt und tauscht, je nachdem ihm das eine oder das andere vortheilhafter ist. Jeder erhebt sich durch seine Erfahrung zur Wissenschaft, oder vielmehr die Wissenschaft ist die sorgfältig beobachtete und methodisch dargestellte Erfahrung.

Aber ihr macht Theorien, im schlechten Sinne des Worts! Ihr sinnt euch ein Verfahren aus, das keine Praxis irgend eines Menschen unter Gottes weitem Himmel jemals bestätigt hat und ruft hinterher den Zwang und die Prohibition zu Hülfe. Ihr müßt zur Gewalt eure Zuflucht nehmen, weil ihr die Menschen zwingen wollt, das selbst zu produziren, was sie vortheilhafter kauften und auf ihren wirklichen Vortheil zu verzichten, damit sie sich nach einer Lehre richten, die mit sich selbst, schon den Worten nach, im Widerspruche steht.

Ihr selber räumt ein, daß euer Prinzip nicht auf einzelne Personen, Familien, Kommunen, Departements oder Provinzen, sondern nur auf internationale Verhältnisse anwendbar ist.

Das zwingt euch zu der Ausflucht: „Es giebt kein absolutes Prinzip. Was für das Individuum, die Familie, die Kommune, die Provinz ein Glück ist, das ist für die Nation ein Unglück; was für den Einzelnen gut ist — nemlich lieber zu kaufen, anstatt selbst zu produziren, wenn der Kauf vortheilhafter ist, als die Selbst-Produktion — das ist für das Volk schlecht. Die Oekonomie der Individuen ist keine National-Oekonomie u. s. w."

Und alles das, um uns Konsumenten zu beweisen, daß wir euer Eigenthum und mit Leib und Seele in euren Händen sind; daß ihr auf unsere Magen und Gliedmaaßen ein ausschließliches Recht besitzt; daß es eure Sache ist, den Preis unserer Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zu bestimmen, wie unerfahren, habsüchtig oder zur Produktion ungeschickt ihr auch immer sein mögt!

Nein, ihr seid nicht die Männer der Praxis, sondern der Abstraktion! Ihr zieht Begriffe ab und uns das Geld aus der Tasche.

Vierzehnter Abschnitt.

Konflikt der Prinzipien.

Etwas bringt mich in Verwirrung. Wackere Publizisten, welche die National-Oekonomie ausschließlich vom Standpunkte der Produzenten aus studiren, sind zu folgendem Doppelsatz gelangt:

„Die Regierungen müssen über die Konsumenten, die ihren Gesetzen unterworfen sind, zu Gunsten der inländischen Produktion verfügen";

„sie müssen sich auch in der Ferne Konsumenten unterwerfen, um über sie zu Gunsten der inländischen Produktion zu verfügen."

Der erste Satz fordert Schutz, der zweite Absatz. Beide gründen sich auf die Handelsbilanz, d. h. auf die Lehre, daß ein Volk verarmt, wenn es einführt und reich wird, wenn es ausführt. Denn wenn

alles Kaufen im Auslande ein dem Auslande gezahlter Tribut, ein Verlust ist, so muß man den Import beschränken, ja verhindern.

Und wenn aller Verkauf im Auslande ein empfangener Tribut, ein Gewinn ist, so muß man sich Märkte für den Absatz selbst mit Gewalt schaffen.

Schutz- und Kolonialsystem sind dieselbe Theorie, nur von verschiedenen Seiten aus gesehen. Es sind zwei Konsequenzen eines Prinzips, wenn man uns verhindern will, vom Auslande zu kaufen, und das Ausland zwingen will, von uns zu kaufen.

Die allgemeine Wohlfahrt beruhte, wenn diese Lehre wahr wäre, auf dem Monopol oder der Plünderung des Inlandes, und auf der Eroberung oder der Plünderung des Auslandes.

Ich trete in eine Sennhütte auf der französischen Seite der Pyrenäen. Der Hausvater hat für seine Arbeit nur einen geringen Lohn erhalten, seine halbnackten Kinder frieren beim eisigen Nordwinde, das Feuer auf dem Heerde ist erloschen und der Tisch leer. Jenseits giebt es Wolle und Holz und Mais, aber diese Güter sind der Familie des armen Tagelöhners verboten, denn jene Seite ist nicht mehr französisch. Die spanische Tanne darf nicht auf dem Heerde der Sennhütte verbrennen, die Kinder des Hirten dürfen die Früchte Biscaya's nicht essen und mit der Wolle Navarra's ihre erstarrten Glieder erwärmen. So will

es der Nutzen der Gesammtheit. Meinetwegen, aber bekennen wir dann, daß er mit der Gerechtigkeit für diesmal im Widerspruche steht.

Wer durch Gesetze über die Konsumenten verfügen und sie für die inländische Produktion aufsparen will, der thut einen Eingriff in ihre Freiheit, der verhindert sie an einer Handlung, die an sich nichts Unmoralisches hat, am Tausche, mit einem Worte, er begeht eine Ungerechtigkeit.

Und dennoch, sagt man, sei es nothwendig, obwohl die inländische Produktion darunter leidet und die öffentliche Wohlfahrt Todeswunden empfängt.

Die Schutzzöllner kommen also zu dem traurigen Schluß, daß Gerechtigkeit und Nutzen unvereinbar sind.

Wenn andererseits jedes Volk das Interesse hat, zu verkaufen und nicht zu kaufen, so müssen stets die heftigsten Konflikte geschehen; denn jedes einzelne wird seine Produkte allen aufzudringen suchen, und alle werden sich die Produkte jedes einzelnen vom Halse halten.

Verkauf ist ohne Kauf nicht zu denken, und da nach jener Lehre der Verkauf ein Gewinn, der Kauf ein Verlust ist, so müßte im internationalen Verkehr immer das eine Volk gewinnen und das andere verlieren.

Die Menschen aber neigen sich dem zu, was ihnen nützt und sträuben sich von Natur gegen das, was

ihnen schadet; daher jedes Volk eine natürliche Kraft der Ausdehnung und eine ebenso natürliche des Widerstandes hat, welche beide allen andern Völkern zum Schaden gereichen müßte. Feindschaft und Krieg wären dann der Zustand des menschlichen Geschlechts.

Diese Theorie läßt sich in zwei Sätzen zusammenfassen:

„Der Nutzen verträgt sich nicht mit der Gerechtigkeit im Innern."

„Der Nutzen verträgt sich nicht mit dem Frieden nach Außen."

Wie kann nur ein Publizist oder ein Staatsmann einer Lehre anhängen, die andere unumstößliche Wahrheiten so tief verletzt! Wie kann er jemals einen ruhigen Augenblick haben!

Wenn ich durch dieses Thor in die Wissenschaft eingedrungen wäre, wenn ich nicht klar erkannt hätte, daß Freiheit, Wohlfahrt, Gerechtigkeit und Friede sich nicht bloß mit einander vertragen, sondern unter sich innig verbunden, ja identisch sind, so würde ich mich zwingen, alles zu vergessen, was ich gelernt; ich würde mir sagen: „hat Gott gewollt, daß die Menschen nur durch Ungerechtigkeit und Krieg zur Glückseligkeit gelangen? daß sie mit dem Kriege und der Ungerechtigkeit auch ihre Wohlfahrt aufgeben? Oder täuscht mich nicht die Wissenschaft mit falschem Schein, wenn sie mich zu der furchtbaren Gotteslästerung verleitet, die in dieser

Alternative liegt, und darf ich es jemals über mich gewinnen, auf sie die Gesetzgebung eines großen Volkes zu bauen? Und wenn eine lange Reihe ausgezeichneter Denker in derselben Wissenschaft, der sie ihr ganzes Leben gewidmet, das tröstlichere Resultat gefunden haben, daß Freiheit und Wohlfahrt sich mit der Gerechtigkeit und dem Frieden sehr wohl versöhnen lassen, daß alle diese großen Prinzipien von Ewigkeit zu Ewigkeit einander parallel laufen, ohne sich jemals feindlich zu berühren — haben diese dann nicht die Ueberzeugung für sich, zu der Alles drängt, was wir von der gütigen und weisen Gottheit wissen, die sich in der hohen Harmonie der sinnlichen Schöpfung offenbart? Muß ich gegen so imponirende Autoritäten leichtsinnigerweise glauben, daß es demselben Gott beliebt hat, Streit und Disharmonie in die Gesetze der moralischen Welt zu bringen? Nein, ehe ich glaube, daß die Prinzipien der Gesellschaft einander befehden und vernichten und in ewiger unauflöslicher Anarchie sein müssen; ehe ich meinen Mitbürgern dieses gottlose System, zu dem mich meine Folgerungen gebracht haben, aufdränge — eher will ich lieber ihre ganze Kette noch einmal prüfen, ob ich nicht etwa den Punkt finde, wo mein Denken einen Fehler beging."

Und wenn ich nach einer aufrichtigen und zwanzigmal wiederholten Prüfung immer bei demselben Resultate anlangte, daß man zwischen dem Guten und

dem Nutzen wählen müsse, so würde ich entmuthigt meine Wissenschaft aufgeben und mich in freiwillige Unwissenheit versenken, jede Theilnahme an den Angelegenheiten meines Vaterlandes ablehnen und die Last und Verantwortlichkeit einer so schwierigen Wahl stärkeren Naturen überlassen.

Funfzehnter Abschnitt.

Noch einmal Reziprozität.

Herr v. St. Cricq sagt: „Sind wir sicher, daß das Ausland ebenso viel von uns kaufen wird, als es uns verkauft?“

Herr von Dombasle sagt: „Welchen Grund haben wir anzunehmen, daß die englischen Produzenten eher bei uns, als bei jeder andern Nation die Produkte kaufen, deren sie bedürfen und ob ihr Export dem Werthe ihres Imports in Frankreich gleich sein werde?“

Ich erstaune, wie Leute, die sich auf ihre praktische Natur so viel zu Gute thun, mit ihrem Raisonnement so ganz außer aller Praxis stehen können. Wird denn in der Praxis Produkt direkt gegen Produkt getauscht? So lange es Geld in der Welt giebt, hat noch nie ein Mensch gesagt: ich kaufe mir Stiefel, Hüte, guten Rath, Unterricht nur bei demjenigen Schuster, Hut=

macher, Advokaten und Lehrer, der mir den entsprechenden Werth in Getreide abnimmt: und die Nationen sollten sich diese Beschränkung auflegen?

Wie machen sich die Dinge in der Wirklichkeit?

Denken wir uns ein Volk ohne alle Beziehungen zum Auslande. Jemand hat Getreide gebaut. Er bringt es zum höchsten Preise in die ausländische Zirkulation und erhält als Aequivalent dafür baares Geld, d. h. Anweisungen, ins Unendliche theilbare Bons, vermöge welcher er die Dinge, die er wünscht, aus der allgemeinen Zirkulation wieder entnehmen kann, wann und wie es ihm beliebt. Zuletzt wird er finden, daß er von der Gesammtheit genau ein Aequivalent für das wiedererhalten hat, was er ihr gegeben, und daß seine Konsumtion dem Werthe nach genau mit seiner Produktion übereinstimmt.

Wenn diese Nation freien Handel mit dem Auslande treibt, so hat die Produktion und die Konsumtion eines jeden nicht mehr den inländischen, sondern den allgemeinen Verkehr zum Markte. Ihr liegt nichts daran, ob das, was sie in den allgemeinen Verkehr bringt von einem Landsmann oder von einem Ausländer gekauft wird, ob die Anweisungen, die sie erhält, französische oder englische Münzen sind; ob die Dinge, die sie für diese Anweisungen nach dem Maaßstabe ihrer Bedürfnisse eintauscht, diesseits oder jenseits des Rheins oder der Pyrenäen fabrizirt sind.

Für jedes Individuum stellt sich genau das Gleich-

gewicht zwischen dem her, was es in das allgemeine Reservoir von Produkten hineinthut, und dem, was es aus ihm schöpft; was aber für den Einzelnen gilt, gilt auch für die Nationen.

Die beiden Fälle unterscheiden sich nur dadurch, daß im letztern jeder für seinen Kauf und Verkauf einen größern Markt und daher mehr Aussicht zum Gewinn hat.

Man wendet dagegen ein: „wenn alle sich verbinden, die Produkte eines Individuums nicht aus der Zirkulation herauszuziehen, d. h. sie nicht zu kaufen, so wird es seines Theiles auch nichts aus der Masse herausziehen, d. h. nichts kaufen. Ebenso ist's mit einem ganzen Volke." Darauf lautet die Antwort:

Wenn dieses Volk nichts ans der Masse herausziehen kann, so wird es auch nichts mehr hineinthun, es wird nur für sich arbeiten. Es wird in die Lage hineingerathen, in die ihr es von vorn herein bringen wollt: in Isolirung, das Ideal des Schutzzollsystems.

Wunderlich, daß ihr ihm dies System auferlegt, aus Furcht, es könne ohne euch hineingerathen!

Sechzehnter Abschnitt.

Die verstopften Flüsse als Vertheidiger der Schutzzöllner.

Vor einigen Jahren war ich in Madrid. Ich ging in die Versammlung der Cortes. Man diskutirte gerade einen Vertrag mit Portugal, die Verbesserung der Duero-Schifffahrt betreffend. Ein Deputirter erhob sich und sagte: „wenn der Duero kanalisirt wird, so wird das portugiesische Korn wegen des billigeren Transports in Castilien billiger werden und unserer Produktion eine gefährliche Konkurrenz erwachsen. Ich verwerfe den Vorschlag, es sei denn, daß die Herren Minister den Eingangszoll erhöhen lassen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.“ Die Versammlung hatte nichts dagegen einzuwenden.

Drei Monate später war ich in Lissabon. Der Senat prüfte gerade dieselbe Frage. Ein edler Hidalgo

sagte: „Herr Präsident! Der Vorschlag ist abgeschmackt: wir stellen für schweres Geld längs dem Duero Zollbeamte auf, um die Einfuhr des castilianischen Getreides nach Portugal zu verhindern und sollen zugleich, wiederum für schweres Geld, die Einfuhr erleichtern? Dies ist eine Inkonsequenz, der ich mich nicht anschließen mag. Der Duero mag unsern Söhnen strömen, wie ihn uns unsere Väter hinterlassen haben."

Als späterhin die Garonne-Schifffahrt verbessert werden sollte, fielen mir die Argumente der iberischen Redner ein, und ich dachte: wenn die Deputirten von Toulouse so gute National-Oekonomen, wie der von Valencia, und die Vertreter von Bordeaux so tapfere Logiker wären, wie die von Oporto, so ließe man die Garonne ruhig fließen, wie sie floß; denn ein Garonne-Kanal würde das Eindringen toulousischer Produkte zum Schaden von Bordeaux und die Ueberschwemmung mit Produkten von Bordeaux zum Nachtheil von Toulouse befördern!

Siebzehnter Abschnitt.

Eine negative Eisenbahn.

Der Produzent als solcher will nur Anstrengungen, Bedürfnisse und Hindernisse: folglich ist sein Interesse dem der Gesammtheit feindlich.

Ich finde einen merkwürdigen Beleg dazu in einem Journal von Bordeaux, wo Jemand folgende Frage aufwirft: „muß die Eisenbahn von Paris nach Spanien bei Bordeaux unterbrochen werden?"

Er bejaht diese Frage, unter anderem aus folgendem Grunde: die Eisenbahn von Paris nach Bayonne muß bei Bordeaux eine Lücke haben, damit Reisende und Wagen daselbst einen Aufenthalt zu nehmen gezwungen werden und Schiffer, Lastträger, Kommissionäre, Gastwirthe u. s. w. etwas verdienen.

Hier ist offenbar das Interesse der Arbeiter und ihrer Agenten dem der Konsumenten vorgezogen.

Aber wenn Bordeaux durch die Eisenbahnlücke profitirt und dieser Profit mit dem allgemeinen Besten nicht im Widerspruch steht, so müssen auch Angoulême, Poitiers, Tours, Orleans und alle andern Zwischenpunkte Eisenbahnlücken fordern. Dann gäbe es auf der ganzen Linie noch mehr Commissions-Geschäfte, noch mehr beschäftigte Arbeiter — schade nur, daß dann die Eisenbahn nur aus Lücken bestände, und eine negative Eisenbahn wäre.

Mögen die Schutzzöllner wollen oder nicht: ihr Prinzip ist das Prinzip der Lücken; es opfert den Konsumenten dem Produzenten, den Zweck dem Mittel.

Achtzehnter Abschnitt.

Ein absolutes Prinzip giebt es nicht.

Man kann nicht genug über die Leichtigkeit erstaunen, mit welcher die Menschen auf diejenigen Erkenntnisse verzichten, die für sie gerade am wichtigsten sind, und kann sicher sein, daß sie in ihrer Unwissenheit desto fester schlafen, wenn sie erst zu dem Axiom gelangt sind: es giebt kein absolutes Prinzip.

Besucht die gesetzgebende Versammlung. Ein Deputirter erhebt sich und sagt:

„Wenn ihr den Handel befreit, so wird euch das Ausland mit seinen Produkten überschwemmen: England mit Geweben, Belgien mit Steinkohlen, Spanien mit Wolle, Italien mit Seide, die Schweiz mit Vieh, Schweden mit Eisen, Preußen mit Getreide, so daß gar keine Industrie mehr bei uns aufkommen wird.“

Ein anderer erwidert:

„Wenn ihr den Verkehr hemmt, so werden die verschiedenen Wohlthaten, welche die Natur den verschiedenen Ländern schenkte, für euch nicht existiren. Ihr werdet nicht Theil haben an der mechanischen Geschicklichkeit der Engländer, dem Reichthum der Belgischen Minen, der Fruchtbarkeit Polens, dem Segen der Schweizer-Weiden, der Billigkeit der Spanischen Arbeit, der Wärme Italiens. Ihr werdet einer widerspenstigen Produktion abfordern müssen, was ihr durch den Tausch von einer begünstigten bequemer hättet erlangen können."

Einer von diesen beiden Deputirten kann doch nur Recht haben. Aber welcher? Es belohnt sich wohl der Mühe das zu erfahren, denn hier handelt es sich nicht blos um Meinungen. Hier ist zwischen zwei Wegen zu wählen, von denen der eine in's Verderben führt.

Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, sagt man: es giebt kein absolutes Prinzip.

Dieses Axiom, das jetzt so in der Mode ist, schmeichelt der Trägheit und paßt für den Ehrgeiz.

Wenn entweder die Theorie des Schutzzolls oder die des Freihandels zum Siege gelangte, so würde unser ganzer nationalökonomischer Codex aus einem kleinen Gesetz bestehen. Er würde entweder lauten: der Handel mit dem Auslande ist verboten oder: der Handel mit dem Auslande ist frei. Manche stattliche Persönlichkeit würde dann ihre Wichtigkeit verlieren.

Aber wenn der Handel keine ihm eigenthümliche Natur hat, wenn er von keinem Naturgesetz beherrscht wird, wenn er nach Laune bald nützlich, bald schädlich ist, wenn er seinen Sporn nicht in den Wohlthaten, die er gewährt, und seine Schranke da findet, wo er wohlthätig zu sein aufhört, wenn seine Wirkungen nicht geprüft werden können, mit einem Wort, wenn es kein absolutes Prinzip giebt — dann muß man allerdings abwägen, das Gleichgewicht herstellen, die Verhältnisse reguliren, die Bedingungen der Arbeit und das Niveau des beiderseitigen Gewinns ausgleichen, ein kolossales Unternehmen, das denen, die sich damit belasten, große Gehalte und einen hohen Einfluß geben muß.

Als ich zu einem Besuch nach Paris kam und die ungeheure Stadt betrat, dachte ich: hier sind eine Million Menschen, die in wenigen Tagen ausstürben, wenn nicht unzählbare Ladungen mit allem, was die Existenz des Menschen fordert, unablässig hergeschafft würden. Die Einbildungskraft erschrickt, wenn sie die Unmasse von Produkten abschätzen will, die täglich diese Barrieren passiren, damit das Leben der Bevölkerung nicht in den Zuckungen der Hungersnoth, des Aufruhrs und der Plünderung sofort verende. Und gleichwohl schlafen sie alle ruhig, ohne daß dieser furchtbare Gedanke ihren Schlummer stört. Andrerseits haben heute die 80 Departements, ohne die direkte Absicht oder eine besondere Verständigung mit Paris,

für seine Proviantirung gearbeitet. Wie geht es zu, daß jeder Tag so viel als nöthig ist, nicht mehr und nicht weniger, auf diesen ungeheuern Markt bringt? Wo ist die geheime geistige Macht, welche die bewunderungswürdige Regelmäßigkeit einer so komplizirten Geschäftigkeit leitet, eine Regelmäßigkeit, an deren Fortdauer alle Welt sorglos glaubt, obwohl von ihr Wohlfahrt und Leben abhängt? Diese Macht ist ein absolutes Prinzip, das Prinzip des freien Verkehrs. Wir verlassen uns auf die Leuchte, welche die Vorsehung in das menschliche Herz gepflanzt und dem sie die Erhaltung und die unendliche Vervollkommnung unsers Geschlechts anvertraut hat, auf das Interesse, das so thätig und wachsam für die Zukunft sorgt, wenn man ihm freie Bewegung gönnt. Wohin geriethe die Bevölkerung von Paris, wenn ein Minister, so genialisch er auch immer sein mag, an die Stelle dieser Macht seine Kombinationen zu setzen sich unterstände, wenn er diesen wunderbaren Mechanismus seiner Oberleitung unterwerfen, wenn er alle Kräfte und Mittel in seiner Hand vereinigen und bestimmen wollte, von wem, wo, wie und zu welchen Bedingungen jede Sache produzirt, transportirt, verkauft und konsumirt werden müsse? Es giebt in Paris viel Elend und Verzweiflung; der Hunger preßt hier mehr Thränen aus, als die wärmste christliche Liebe trocknen kann. Aber diese Leiden, denen jetzt nur ein kleiner Theil der Bevölkerung unterliegt, würden sich sofort auf die Gesammtheit werfen, wenn die

Regierung den Verkehr eigenmächtig zu ordnen sich erlaubte.

Warum folgen wir diesem Prinzipe im innern Verkehr und im internationalen seinem Gegentheil? Wenn die Präfektur von Paris unsere Industrie nicht zu regeln, unsern Gewinn und Verlust nicht abzuwägen, für die Erhaltung unseres baaren Geldes nicht zu sorgen und die Bedingungen unserer Arbeit nicht auszugleichen braucht, sondern den inneren Verkehr seine Wege gehen läßt, — warum müssen die Douanen ihr ursprünglich fiskalisches Wesen aufgeben und die Protektoren unseres auswärtigen Verkehrs spielen?

Neunzehnter Abschnitt.

Nationale Unabhängigkeit.

Die französischen Schutzzöllner sagen: was soll aus uns im Falle eines Krieges werden, wenn England uns mit seinem Eisen und seinen Steinkohlen in der Hand hat?

Die englischen Schutzzöllner sagen: was soll aus England im Falle eines Krieges werden, wenn es mit seiner Verproviantirung von Frankreich abhängt?

Dabei wird nur vergessen, daß die Abhängigkeit, die der Handel erzeugt, eine gegenseitige ist. England hängt ebenso sehr von Frankreich, als Frankreich von England ab. Diese Abhängigkeit ist das Wesen der Gesellschaft, und wer dieses ihr Wesen aufgeben will, gelangt nicht zur Unabhängigkeit, sondern zur Isolirung.

Man isolirt sich für den Fall eines Krieges, ohne

zu bedenken, daß dieser Akt der Isolirung schon der Beginn des Krieges ist. Er macht den Krieg leichter, weniger beschwerlich und folglich populär. Je inniger aber die Nationen im Weltverkehr verbunden sind, je größer der Markt ist, den jede der andern bietet, je mehr ein Bruch des Friedens mit dem Doppelleiden der Isolirung und des Mangels droht — um so überflüssiger werden die großen Flotten und Armeen, welche das Land aussaugen; der Friede der Welt wird nicht mehr von der Laune eines Thiers oder Palmerston abhängen und der Krieg eine Unmöglichkeit werden, weil er keinen Vorwand und keine Volks-Sympathien, keinen Stoff und keine Mittel finden wird.

Man wird mich tadeln, daß ich die Verbrüderung der Völker auf das gemeine und prosaische Interesse baue. Man wünscht die christliche Liebe als ihre Basis zu sehen, damit sie doch einige Entsagung koste und mit Benachtheiligung des materiellen Wohles das Verdienst eines großmüthigen Opfers habe.

Wann werden wir doch mit diesen kindischen Deklamationen aufhören und die Heuchelei aus der Wissenschaft verbannen? Wann dem leidigen Widerspruche zwischen unseren Worten und unsern Thaten ein Ende machen? Wir verachten das „Interesse,“ d. h. das Nützliche, das Gute; denn was alle Völker interessirt, muß an sich gut sein. Als ob das Interesse nicht der nothwendige, ewige, unzerstörbare Hebel wäre, auf den die Vorsehung die menschliche Vervollkommnung gestützt

hat! Sollte man nicht denken, daß wir alle zusammen interesselose Engel sind? Und glaubt man, daß das Publikum nicht mit Widerwillen zu bemerken anfängt, daß diese Sprache der Heuchelei den Mantel grade um die Lehren hängt, die ihm am theuersten zu stehen kommen?

Wahrlich, die Heuchelei ist die Krankheit dieses Jahrhunderts! Wie! Weil Wohlstand und Frieden von einander unzertrennlich sind, weil Gott diese schöne Harmonie in der moralischen Welt angeordnet hat, deswegen wollt ihr mich seine Befehle nicht bewundern und anbeten, seine Gesetze, welche die Gerechtigkeit zur Bedingung des Glückes machen, nicht mit Dankbarkeit annehmen lassen?

Ihr wollt Friede und Freiheit nicht, weil sie eurer Wohlfahrt keine Opfer kosten? Wenn die Entsagung für euch so viel Reiz hat, so übt sie immerhin in eurem Privatleben! Daran kann euch Niemand verhindern und die Gesellschaft wird euch dafür dankbar sein, denn irgend einem wird der Genuß, den ihr verschmäht, schon zu Gute kommen. Aber es ist der Gipfel der Absurdität die Entsagung als Prinzip aufdrängen zu wollen.

Aber dem Himmel sei Dank, man kann viele solcher Deklamationen schreiben und lesen — die Welt gehorcht doch dem Interesse, das, man mag wollen oder nicht, ihre wahre bewegende Kraft ist.

Sonderbar, daß das System der Beraubung an das Gefühl der Entsagung appellirt! Dahin gelangt

diese mit sich prunkende Interessenlosigkeit. So praktisch ist die Delikatesse jener Herren, daß sie nicht einmal den Frieden wollen, wenn er auf das gemeine Interesse der Menschen gegründet ist: dafür stecken sie aber ihre Hand in fremde Taschen, namentlich in die der Armen; denn welcher Artikel eines Schutzzolltarifs schützt wohl den Armen? Wohlan, meine Herren, verfügen Sie, so gut Sie können über Ihr Eigenthum, aber lassen Sie uns auch über die Frucht unserer Mühen verfügen, uns nach Gefallen ihrer bedienen oder mit anderen vertauschen! Halten Sie meinetwegen Ihre Reden über Selbstverläugnung, denn das ist schön, aber seien Sie dabei honnet!

Zwanzigster Abschnitt.

Menschliche Arbeit, nationale Arbeit.

Die Maschinen zerstören und die ausländischen Waaren ausschließen, sind zwei Handlungen, die aus demselben System hervorgehen.

Ein Schutzzöllner darf sich niemals über eine neue Erfindung freuen, wenn er sich konsequent bleiben will.

Was werfen der Handelsfreiheit ihre Gegner vor? Daß wir durch das geschicktere oder begünstigtere Ausland das produziren lassen, was wir selbst produziren könnten, daß wir also der nationalen Arbeit schaden.

Müßten sie nicht ebenso den Maschinen vorwerfen, daß sie die Handarbeit überflüssig machen?

Der ausländische Arbeiter, der besser arbeiten kann, als der französische, verhält sich zu ihm, wie eine Maschine, die ihn durch ihre Konkurrenz verdrängt. Ebenso ist eine

Maschine, welche eine Operation billiger ausführt, als eine gewisse Anzahl Menschen, in Bezug auf diese Menschen wie ein ausländischer Konkurrent anzusehen.

Wenn es also vortheilhaft ist, die nationale Arbeit gegen die Konkurrenz der ausländischen zu schützen, so muß man die menschliche Arbeit ebenfalls gegen die Konkurrenz der Maschinen schützen.

Wenn also ein Schutzzöllner nur etwas Logik hat, so darf er bei der Ausschließung ausländischer Produkte nicht stehen bleiben: er muß auch die Maschinenarbeit ausschließen.

Ich liebe daher die Leute, die wenigstens logisch und muthig genug sind, nicht bloß gegen das Eindringen fremder Waaren, sondern auch gegen das Uebermaaß der Produktion zu deklamiren, die wir der erfinderischen Kraft des menschlichen Geistes verdanken.

Zu diesen gehört Herr von St. Chamans. Er sagt: „eine der stärksten Beweise gegen die Handelsfreiheit und die zu große Anwendung der Maschinen ist der Mangel an Arbeit, indem entweder die Konkurrenz des Auslandes die inländischen Manufakturen zu Grunde richtet, oder die menschliche Arbeit von Maschinen verrichtet wird.“

Herr von St. Chamans sieht die Analogie, ja die Identität der Maschinen mit dem Import vollkommen ein; darum schließt er auch beide aus und es ist in der That ein Vergnügen, mit einem so unerschrockenen

Gegner zu streiten, der keine Konsequenz seines Irrthums scheut.

Aber wenn es a priori wahr wäre, daß das Gebiet der Erfindung und das der menschlichen Arbeit sich jedes nur auf Kosten des andern ausdehnt, so müßte es in dem Lande, wo die meisten Maschinen sind, z. B. in Lancaster, die wenigsten Arbeiter geben; und wenn man das Gegentheil bestätigt findet, daß nämlich mechanische und Handarbeit bei reichen Völkern in höherem Grade coexistiren, als bei unkultivirten, so folgt daraus, daß jene beiden Mächte einander nicht ausschließen.

Ich kann nicht begreifen, wie ein denkendes Wesen sich bei folgendem Dilemma beruhigen kann:

Entweder schaden die Erfindungen der Menschen seiner Arbeit nicht, wie die allgemeinen Thatsachen beweisen, denn Engländer und Franzosen arbeiten auf beide Weise mehr als Huronen und Cherokesen. In diesem Falle ist mein Raisonnement falsch, wenn ich auch nicht weiß, worin der Fehler steckt. Ich würde aber ein Verbrechen gegen die Menschheit begehen, wenn ich meinen Irrthum in die Gesetzgebung meines Landes einführte.

Oder die Erfindungen des Geistes beschränken die Arbeit der Hände, wie vereinzelte Thatsachen es zu beweisen scheinen; denn täglich sehe ich eine Maschine, die Stelle von 20, von 100 Arbeitern einnehmen. Ich bin daher gezwungen, einen unversöhnlichen Gegen-

satz zwischen der intellektuellen und der physischen Kraft des Menschen, zwischen seinem Fortschritt und seinem Wohlstande anzunehmen.

Ich muß beklagen, daß der Urheber der Menschheit ihr nicht entweder nur Vernunft oder nur Arme gegeben, daß er ihr, wie zum Hohne, zugleich moralische und physische Kraft gab, die sich gegenseitig vernichten.

Die Schwierigkeit ist dringend: wißt ihr, wie man aus ihr herauskommt? durch das einfache Sprüchlein: „in der National-Oekonomie giebt es kein absolutes Prinzip“, das will sagen: „ich weiß nicht, wo das Wahre und das Falsche und was für das Allgemeine nützlich oder schädlich ist. Ich kümmere mich auch weiter nicht darum und erkenne als einziges Gesetz die unmittelbare Wirkung einer Maaßregel auf mein persönliches Wohlbefinden an.“

Es giebt keine Prinzipien! Das ist, wie wenn Jemand sagte: es giebt keine Thatsachen! Denn was sind die Prinzipien anders als Formeln, die eine Reihe konstatirter Thatsachen zusammenfassen.

Die Maschinen und die Einfuhr haben doch ohne Zweifel Wirkungen, diese Wirkungen sind entweder gut oder übel.

Man kann darüber verschiedener Meinung sein, aber jede Meinung spricht sich doch in Form eines Prinzips aus. Auf jedes Prinzip verzichten, ist der tiefste Grad geistiger Erniedrigung, und ich erröthe

über mein Vaterland, wenn ich eine so monströse Irrlehre im Angesichte der französischen Kammern und mit ihrer Zustimmung, d. h. im Angesichte und mit der Zustimmung der Elite des Volks aussprechen höre; und zwar als Rechtfertigung dafür, daß man uns bei totaler Unkenntniß der Sache Handelsgesetze geben will.

Aber, wird man mir sagen: „Zerstöre doch den Trugschluß!“ Beweise, daß weder die Maschinen der menschlichen noch auch die Einfuhr der nationalen Arbeit schadet!

Die Gegner der Einfuhr und der Maschinen beurtheilen beide nicht nach ihren allgemeinen und letzten, sondern nach ihren unmittelbaren und momentanen Wirkungen.

Die nächste Wirkung einer Maschine ist, daß sie ein gewisses Quantum Handarbeit überflüssig macht. Aber dadurch wird das Fabrikat billiger, alle Käufer ersparen beim Kaufe und können das ersparte Plus andern Handarbeiten zuwenden; so daß die Summe der Arbeit nicht niedriger wird, während die der Befriedigungsmittel wächst.

Ein Beispiel: ich will annehmen, daß in Frankreich 10 Millionen Hüte à 15 Francs, also für 150 Millionen Francs Hüte gebraucht werden. Nun wird eine Maschine erfunden, die den Preis der Hüte auf 10 Francs stellt, so daß die Hut-Industrie nur 100 Millionen Francs einbringt, vorausgesetzt, daß die Konsumtion nicht wächst. Aber deswegen werden die

übrigen 50 Millionen Francs der menschlichen Arbeit nicht entzogen, sondern die Käufer von Hüten, deren jeder 5 Francs an seinem Hute erspart hat, wenden diese Ersparniß zur Befriedigung anderer Bedürfnisse an, und jene 50 Millionen kommen der ganzen übrigen Industrie zu Gute. Paul kauft sich ein Paar Stiefel, Peter ein Buch u. s. w., die menschliche Arbeit wird also nach wie vor mit jenen Millionen bezahlt, aber mit derselben Summe hat man ebenso viel Hüte als sonst und außerdem noch für 50 Millionen Francs andere Befriedigungsmittel. Diese Befriedigungsmittel im Werthe von 50 Millionen Francs sind der reine Gewinn, den Frankreich aus jener Hutmaschine zieht, sind ein Geschenk, ein Tribut, den der menschliche Geist der Natur abgefordert hat.

Wir leugnen nicht, daß bei der ersten Anwendung einer neuen Maschine ein gewisses Quantum Arbeit anderwärts Beschäftigung suchen muß; aber es findet sie auch, weil das disponible Vermögen, von dem die Beschäftigung der Arbeiter abhängt, sich durch die Erfindung einer neuen Maschine nicht vermindert.

Ebenso ist es mit der Einfuhr: Frankreich fabrizirte 10 Millionen Hüte zum Preise von 15 Frcs. das Stück. Da bemächtigt sich das Ausland unseres Marktes, indem es uns dieselben Hüte zu 10 Frcs. liefert. Ich behaupte, daß hierdurch die National-Arbeit keineswegs vermindert wird.

Denn man wird zuvörderst für 100 Millionen pro-

duziren müssen, um die 10 Millionen Hüte à 10 Frcs. bezahlen zu können, und die 50 Millionen Frcs., welche die Käufer ersparen, kommen andern Arbeitszweigen zu Gute, so daß für 50 Millionen mehr konsumirt und genossen wird.

Folglich bleibt die Masse der nationalen Arbeit, was sie war, und die hinzugekommenen Genüsse im Werthe von 50 Millionen Francs sind der reine, aus der Einfuhr oder dem freien Handel gezogene Gewinn.

Die Versetzung der Arbeit von einem Industriezweige zum andern ist aber nicht so schrecklich, als man sie uns schildert. Wenn es niemals einen Schutzzoll gegeben hätte, so würde die Arbeit sich von selbst, nach dem Gesetze des Tausches ordnen und Schwankungen überhaupt nicht ausgesetzt sein. Wenn aber umgekehrt das Schutzsystem eine künstliche und inproduktive Ordnung der Arbeit gebracht hat, so ist das System und nicht die Handelsfreiheit für die stoßweise Versetzung verantwortlich, die beim Uebergange vom Schlechten zum Guten unvermeidlich ist.

Wenigstens behaupte man nicht, daß, weil die Zerstörung eines Mißbrauches diejenigen verletzt, die Vortheil aus ihm zogen, weil er überhaupt existirt, auch für immer fortdauern müsse.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Rohstoffe.

Man sagt: der vortheilhafteste Handel ist der, bei welchem man Rohstoffe gegen Fabrikate eintauscht; denn Rohstoffe sind die Nahrung der nationalen Arbeit.

Und daraus schließt man: das beste Zollsystem ist dasjenige, das die Einfuhr der Rohstoffe möglichst erleichtert und die Einfuhr fertiger Fabrikate möglichst erschwert. Kein Irrthum ist verbreiteter, als dieser, nicht blos bei den Schutzzöllnern, sondern sogar bei der vorgeblich liberalen Schule. Dies ist vorzugsweise ärgerlich, denn das Schlimmste, was einer guten Sache begegnen kann, ist nicht ein guter Angriff, sondern eine schlechte Vertheidigung.

Die Handelsfreiheit wird, wie jede andere Freiheit, erst dann unsere Gesetze beherrschen, wenn sie von

unsern Geistern Besitz genommen hat. Aber wenn eine Reform zuvor begriffen werden muß, ehe sie ausgeführt werden kann, so folgt daraus, daß sie durch nichts so aufgehalten wird, als durch die Trübung der Wahrheit; und nichts trübt die Wahrheit der Handelsfreiheit mehr, als die Schriften derer, welche sie fordern und sich dabei auf die Lehre vom Monopol stützen.

Vor einigen Jahren erhoben sich Bordeaux und Havre gegen die Beschränkung des Handels. Frankreich, ja ganz Europa verwunderte sich, als die aufgepflanzte Fahne der Handelsfreiheit ihre Rückseite zeigte. Es war die Fahne des Monopols und zwar eines noch kläglicheren und absurderen, als dasjenige war, das man zu bekämpfen schien. Dank dem Trugschluß, den ich sogleich aufdecken werde, die Petitionäre brachten nur die alte Lehre vom Schutz der nationalen Arbeit vor, und fügten ihr nur eine neue Inkonsequenz zu.

Was ist denn eigentlich das Schutzzollsystem? Hören wir darüber den Herrn von St. Cricq:

„Die Arbeit macht den Reichthum eines Volks, weil nur sie die Dinge erzeugt, welche wir für unsere Bedürfnisse brauchen, und weil das allgemeine Wohlbefinden in dem Ueberflusse dieser Dinge besteht.“ Das ist sein Prinzip.

„Aber dieser Ueberfluß muß das Produkt der nationalen Arbeit sein. Denn wenn er das Produkt aus-

ländischer Arbeit ist, so steht die nationale sofort still." Das ist sein Irrthum.

„Was muß also ein Land thun, das Ackerbau und Manufakturen hat? Es muß den Produkten seines Bodens und seiner Industrie einen Markt schaffen." Das ist ihm Zweck.

„Und muß zu dem Ende die Einfuhr anderer Völker durch Zölle beschränken und meistentheils prohibiren." Das ist ihm das Mittel zum Zweck.

Wir wollen nun dies System mit der Petition von Bordeaux vergleichen:

Sie theilt alle Waaren in drei Klassen. „Die erste schließt die Nahrungsmittel und Rohstoffe ein. Diese Klasse sollte eine weise National-Oekonomie gar nicht besteuern." — Hier ist keine Arbeit und folglich kein Schutz.

„Die zweite Klasse enthält die Halbfabrikate. Ihre theilweise Zubereitung gestattet, daß man sie ein wenig besteuere." — Hier fängt der Schutz schon an, weil nach Ansicht der Petitionäre die nationale Arbeit hier anfängt.

„Die dritte Klasse umfaßt die Fabrikate, die der nationalen Arbeit zu gar nichts dienen können. Auf diese muß der höchste Zoll gelegt werden." — Hier erreicht die Arbeit und mit ihr der Schutz ihr Maximum.

Die Petitionäre glaubten also, daß die ausländische Arbeit der nationalen Arbeit schade. Das ist der Irrthum des Schutzsystems.

Sie forderten, daß der französische Markt der französischen Arbeit erhalten werde: das ist sein Zweck.

Sie forderten, daß die ausländische Arbeit Beschränkungen und Steuern unterworfen werde; das ist sein Mittel.

Das Prinzip der Petition stimmt also mit dem des Herrn v. St. Cricq vollkommen überein, nur mit dem Unterschiede, daß jene unter Arbeit nur Fabrik-Arbeit verstehen.

Es fragt sich nur, ob die Petition oder Herr von St. Cricq das Wort „Arbeit" im richtigen Sinne nimmt. Wenn er sagt: „Ihr wollt die nationale Arbeit vor der ausländischen schützen, wie ich, aber warum nehmt ihr die Naturprodukte aus? Haben Getreide, Salz, Metalle, Wolle nicht zum Theil ihren Werth durch die Arbeit erhalten, die ihre Gewinnung gekostet hat? Was aber Arbeit kostet, muß der nationalen Arbeit verbleiben, die Rohstoffe müssen also auch ausgeschlossen werden."

Wenn Hr. v. St. Cricq so spräche, so wäre er wenigstens konsequenter, als die Verfasser der Petition. Aber den Grundirrthum theilen beide.

Die Verfasser der Petition wünschen vor allen Dingen freie Einfuhr der Rohprodukte, denn sagen sie: je größer diese Einfuhr, desto mehr Manufacturen haben wir und desto größer ist ihr Aufschwung.

Es ist ein Irrthum, daß an Fabrikaten mehr verdient wird, als an der Produktion der Rohstoffe. Denn

da immer nur die Arbeit bezahlt wird, so verdient derjenige, welcher für 100 Fr. Gewebe verkauft, ebenso viel wie derjenige, der für 100 Fr. rohe Wolle verkauft.

In einem Lande, wo kein Gesetz gemacht und keine Steuer erhoben werden kann, als mit Zustimmung derjenigen, die das Gesetz regieren oder die Steuer treffen soll, in einem solchen Lande kann man das Publikum nur berauben, wenn man es betrügt; man kann aber nur die Unwissenheit betrügen. Unsere Unwissenheit ist der Rohstoff, aus dem unsere Nachtheile fabrizirt werden: jeder Trugschluß ist der Vorläufer einer Beraubung. Gutes Publikum, wenn du einen Trugschluß in einer Petition bemerkst, so stecke die Hand in die Tasche!

Was ist die geheime Gesinnung der Schiffsrheder von Bordeaux und Havre und der Manufakturisten von Lyon, die sich hinter jene Unterscheidung von Rohprodukten und Fabrikaten verbirgt?

Feindschaft gegen den Konsumenten und der Egoismus die eigne Handels-Flotte zu vermehren.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Metaphern.

Manchmal durchdringt ein Trugschluß das ganze Gewebe einer langen, schwerfälligen Theorie. Oefters drängt er sich zusammen, tritt als Prinzip auf und verbirgt sich hinter ein Wort.

Gott bewahre uns vor dem Teufel und der Metapher, sagte Paul Louis, und in der That, es ist schwer zu sagen, welcher von beiden mehr Unglück auf unserm Planeten anrichtet.

Ihr werdet sagen: der Teufel, denn er pflanzt uns allesammt die Lust am Raube in's Herz.

Allerdings, aber dann steht doch die Abstellung der Mißbräuche durch den Widerstand derjenigen frei, die unter ihnen leiden. Der Trugschluß ist es, der diesen Widerstand vernichtet. Das Schwert der Bosheit wäre

ohnmächtig in den Händen der Angreifer, wenn der Trugschluß nicht den Schild am Arme der Angegriffenen zerbräche. Malebranche hat mit Recht auf den Titel seines Buches den Ausspruch geschrieben: der Grund alles menschlichen Elends ist der Irrthum.

Und seht, was da geschieht. Ehrgeizige Heuchler haben ein unseliges Interesse daran den Samen des Nationalhasses auszusäen. Dieser furchtbare Same kann sich entwickeln, einen allgemeinen Brand entzünden, die Civilisation aufhalten, Ströme von Blut vergießen lassen und das Schrecklichste, das einem Lande begegnen kann, die Invasion der Fremden herbeiführen. Dieser Haß würde uns in der Meinung der Völker tief herabsetzen und jeden Franzosen, der noch die Gerechtigkeit liebt, zwingen, über sein Vaterland zu erröthen. Das sind wahrlich große Uebel; und damit das Publikum sich gegen so gefährliche Ränke sicher stelle, braucht es nur die Augen offen zu halten. Wie ist es nun möglich, ihm den klaren Blick zu rauben? Durch die Metapher. Man verändert und depravirt den Sinn von drei oder vier Worten und alles ist gesagt.

Das Wort „Invasion" ist eins dieser Worte.

Ein französischer Grubenbesitzer sagt: nehmen wir uns vor der Invasion des englischen Eisens in Acht. Ein englischer Lord ruft: wir wollen die Invasion des französischen Getreides verhindern. — Beide Völker errichten Barrieren gegen einander. Barrieren isoliren,

die Isolirung führt zum Haß, der Haß zum Kriege, der Krieg zur eigentlichen Invasion. Was liegt daran! sagen die Sophisten beider Völker; besser, man setzt sich einer militairischen Invasion aus, als daß man die Invasion des Getreides duldete. — Die Völker glauben es und die Barrieren bleiben stehen.

Welche Aehnlichkeit ist dann aber zwischen dem Handel und einer Invasion, zwischen einem Kriegsschiffe, das mit Kanonen auf unsere Städte feuert, und einem Kauffahrer, der Waaren gegen Waaren eintauschen will?

Ebenso ist es mit dem Worte „Ueberschwemmung." Ehe man gegen die Ueberschwemmung mit ausländischen Produkten eifert, sollte man erst fragen, ob sie zu den zerstörenden oder befruchtenden gehört. Und wenn sie befruchtet, so müssen wir sie segnen, wie die Egypter den Ueberschwemmungen des Nil göttliche Verehrung bewiesen. Was würden wir wohl von Mehemet Ali denken, der das Nilbett erhöhen läßt, um das Gebiet der Ueberschwemmungen zu erweitern, wenn er statt dessen das Strombett vertiefte, damit Egypten nicht durch diesen „ausländischen" Schlamm befleckt werde, der vom Mondgebirge herabkommt? Wir würden ebenso handeln, wenn wir unser Land vor den Wohlthaten schützten, mit denen die Natur andere Klimate beschenkt hat.

Unter den Metaphern, die eine ganze furchtbare

Theorie verdecken, ist eine der gebräuchlichsten, die mit dem Worte „Tribut“ gebildete.

Man braucht bereits Tribut und tributpflichtig synonym mit Kauf und Käufer, während diese Worte so verschieden von einander sind, wie Tausch und Diebstahl. Lieber will ich sagen hören: Cartouche hat einen Koffer erbrochen und tausend Thaler gekauft, als unsere ehrenwerthen Deputirten sagen hören: wir haben Deutschland den Tribut für tausend Pferde bezahlt, die es uns verkauft hat.

Die Handlung des Cartouche ist deswegen kein Kauf, weil er nicht einen Werth, der dem, den er genommen hat, äquivalent ist, mit meiner Zustimmung in meinen Koffer zurückgelegt hat. Deutschland aber hat unser Geld nicht geschenkt bekommen, sondern uns 1000 Pferde geliefert, für welche wir 500,000 Frcs. gaben, da sie für uns so viel werth waren.

Solche Sprachmißbräuche begehen von elf Schriftstellern immer zehn, und darunter solche, die den Kopf sehr hoch tragen, die d'Argout, Dupin, Villéle, die Pairs, die Deputirten, die Minister, d. h. die Leute, deren Worte Gesetze, deren Trugschlüsse die Basis der Landesverwaltung sind. Was hat diesen Mißbrauch der Sprache in die Rhetorik der Monopolisten eingeführt? — Das „Geld geht aus dem Lande,“ um die Raubgier eines siegreichen Feindes zu befriedigen. Das Geld geht auch für Waaren aus dem Lande. Man hält diese beiden Fälle für analog, weil man nur an ihre Aehnlichkeit

denkt und ihre Verschiedenheit vergißt. Es ist doch ein Unterschied, ob mir Jemand die Hand an die Gurgel legt und 100 Fr. abfordert, oder ob ich freiwillig Jemand 100 Fr. gebe, der mir die Waaren anbietet, die ich brauche und wünsche. Wenn man Brod in's Wasser wirft und wenn man's aufißt, so ist es zwar in beiden Fällen verbraucht; und doch ist ein Unterschied, ob ich es esse oder wegwerfe.

Schlußbetrachtung.

Alle Trugschlüsse, die ich bisher bekämpfte, beziehen sich auf das System der Handelsbeschränkung. Andere will ich aus Mitleiden mit dem Leser für diesmal ruhen lassen.

Aber die National-Oekonomie ist nicht auf einen so engen Kreis beschränkt.

Der Fourierismus, der St. Simonismus, der Kommunismus, der Mystizismus, die falsche Philantropie, die Träume von Gleichheit und Verbrüderung, alle die Fragen, die sich auf den Luxus, den Arbeitslohn, die Maschinen, die vorgebliche Herrschaft des Geldes, die Kolonieen, den Absatz, die Eroberungen, die Bevölkerung, die Auswanderung, die Association, die Steuern, die Anleihen beziehen — sie alle haben das Gebiet der Wissenschaft mit einer Menge parasitischer Argumente und Trugschlüsse unwegsam gemacht, durch die

ein fleißiger National-Oekonom sich mit Karst und Hacke durcharbeiten muß.

Der Plan meines Buches ist mangelhaft, oder vielmehr es hat gar keinen Plan. Mein Kampf mußte unregelmäßig, launisch und voller Wiederholungen sein, weil die Trugschlüsse, die ich bekämpfte, keinen Zusammenhang haben, mitunter einander berühren und öfter in einander übergehen.

Viel lieber hätte ich die Dinge so dargestellt, wie sie sind, statt mich mit den tausend Irrthümern der Unwissenheit zu beschäftigen. Wer die Gesetze darstellt, nach denen die Gesellschaften gedeihen oder zu Grunde gehen, der vernichtet faktisch alle Trugschlüsse mit Einem Schlage; so wie Laplace, als er über die Bewegung der Himmelskörper schrieb, ohne weitere Polemik alle vor ihm herrschenden Irrthümer beseitigte.

Die Wahrheit ist nur eine und das Buch, das sie darstellt, ein hehres dauerndes Gebäude.

Es trotzt den Tyrannen
Kühner als Pyramiden
Und dauernder als Erz.

Der Irrthum aber ist vielfach und ephemerer Natur; das Werk, das ihn bekämpft, hat nicht in sich selbst das Prinzip der Größe und Dauer.

Aber wenn mir die Kraft und vielleicht die Gelegenheit gefehlt hat, in der Weise Laplace's und

Say's zu verfahren, so hat doch vielleicht die von mir gewählte Form auch ihren bescheidenen Nutzen.

Sie scheint mir für das Bedürfniß des Jahrhunderts und für die flüchtigen Augenblicke, die es dem Studium widmen kann, sehr wohl geeignet.

Eine Abhandlung nimmt ohne Zweifel eine viel höhere Stellung ein, vorausgesetzt, daß sie gelesen und durchdacht wird. Das Publikum, an das sie sich wendet, ist ein auserlesenes. Sie will den Kreis der erkannten Wahrheiten feststellen und vergrößern.

Einer Widerlegung der herrschenden Vorurtheile geht diese hohe Bedeutung ab. Sie will nur der kommenden Wahrheit den Weg reinigen, die Geister vorbereiten, den öffentlichen Sinn zurechtweisen und die gefährlichen Waffen des Irrthums in den unreinen Händen derer zerbrechen, die sie führen.

Dieser Kampf hat gerade in der National-Oekonomie einen besondern praktischen Nutzen.

Man kann die Wissenschaften in zwei Klassen eintheilen. Die strengen kann nur der Gelehrte verstehen, der ein spezielles Studium aus ihnen gemacht hat. Ihre Resultate aber kommen allem Volk zu Gute, trotz seiner Unwissenheit: ohne Astronomie oder Mechanik zu verstehen, gebraucht es seine Uhr und fährt auf Eisenbahnen. „Wir gehen nach den Gesetzen des Gleichgewichts, ohne sie zu kennen.“

Es giebt aber andere Wissenschaften, die dem Pu-

blikum nur in so weit nützen, als es sie versteht, Wissenschaften, die weder großes Talent noch Gelehrsamkeit, sondern nur den Verstand erfordern, den alle Welt hat. Dazu gehören die Moral, die Gesundheitslehre, die National-Oekonomie und in den Ländern, wo der Mensch sein eigener Herr ist, die Politik. Von diesen Wissenschaften gilt, was Bentham von allen sagte: „ihre Verbreitung ist wichtiger als ihr Fortschritt." Was hilft es, daß ein großer Mann, sogar ein Gott, die Moralgesetze lehrt, wenn die Menschen in ihren falschen Begriffen Tugend und Laster verwechseln? Was hilft es, daß Smith, Say und nach Herrn St. Chamans die National-Oekonomen aller Schulen sich für Handelsfreiheit erklären, wenn diejenigen für seine Beschränkung sind, welche die Gesetze machen und die, für die sie gemacht werden.

Diese Wissenschaften, die man sehr richtig die sozialen genannt hat, haben noch das Eigenthümliche, daß Jedermann sie zu verstehen behauptet. Wer eine chemische oder geometrische Aufgabe zu lösen hat, der macht weiter kein Hehl daraus, wenn er diese Wissenschaften nicht versteht, sondern sucht bei einem guten Chemiker oder in einem Handbuche Rath. Aber in den sozialen Wissenschaften erkennt Niemand eine Autorität an. Wenn einem etwas fehlt, gleich kommt ein altes Mütterchen und sagt ihm, was er brauchen soll: „Du hast schlechte Säfte, du mußt purgiren." Aber was Säfte sind, darum kümmert sie sich nicht. An

dies Mütterchen muß ich unwillkürlich denken, wenn ich alle Leiden der Gesellschaft mit den abgedroschenen Phrasen erklären höre: das kommt von dem Ueberfluß an Produkten, von der Herrschaft des Geldes, dem Uebermaaß der Industrie und andern Thorheiten, die nicht bloß leerer Schall, sondern sehr verderbliche Irrthümer sind.

Daraus folgt erstens, daß die sozialen Wissenschaften an Trugschlüssen reicher sind als die andern, weil jeder in ihnen nur seinem Urtheil und seiner Neigung folgt. Zweitens, daß der Trugschluß in diesen Wissenschaften ganz besonders schädlich wirkt, weil er die öffentliche Meinung in den Fragen verderbt, die sie mit gesetzgebender Kraft zu entscheiden hat.

Diese Wissenschaften brauchen daher zwei Arten von Büchern: solche, welche sie darstellen und ihre Wahrheiten entwickeln, und solche, welche sie verbreiten, und die herrschenden Irrthümer bekämpfen.

Ich glaube, daß die vielen Wiederholungen, die ein Formfehler sind, mein Büchlein gerade zu einem recht nützlichen machen.

In der Frage, die ich behandelt habe, hat jeder Trugschluß zwar seine eigene Formel und Fassung, aber alle haben sie eine gemeinsame Wurzel: das Vernachlässigen der Interessen der Menschen als Konsumenten. Wenn man zeigt, daß die tausend Wege des Irrthums von diesem Trugschluß ausgehen, so lernt das Pu-

blikum ihn verstehen, ihn beurtheilen und ihm für alle Fälle abschwören.

Ich sehne mich gerade nicht sehr danach, meinen Leser überzeugt zu haben, wenn ich nur den Zweifel in ihm erwecken konnte. Ich bilde mir nicht ein, daß er nach der Lektüre meines Büchleins ausruft: „jetzt bin ich im Klaren", möge er nur sagen: „ich schwanke."

„Ich schwanke, denn ich fange an zu fürchten, daß es mit den Annehmlichkeiten des Mangels, des Hindernisses und der Anstrengung ohne Resultat nicht seine richtige Bewandniß hat."

Ich zweifle, ob das Geheimniß des Handels, wie beim Duell, darin besteht, daß man giebt, ohne zu empfangen."

„Ich begreife, daß ein Ding um so viel mehr werth ist, je mehr Arbeit es gekostet hat; hören aber beim Tausche zwei gleiche Werthe auf, gleich zu sein, weil der eine durch den Pflug, der andere durch den Webestuhl erzeugt ist?"

„Es scheint mir sonderbar, daß sich die Menschheit durch Beschränkungen verbessern und durch Steuern bereichern soll, und ich würde mich aufrichtig freuen, wenn es wahr wäre, wie Herr Bastiat behauptet, daß Wohlfahrt und Gerechtigkeit, Friede und Freiheit, Ausdehnung der Arbeit und Fortschritt der Intelligenz mit einander nicht im Widerspruche stehen."

Ich schließe mit einer wichtigen Bemerkung:

Die Welt weiß nicht, welchen Einfluß der Trugschluß auf sie übt.

Das Recht des Stärkeren ist gefallen, aber vermöge des Trugschlusses hat sich seine Herrschaft auf den Listigeren vererbt, und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden Tyrannen der Menschheit schädlicher ist. Die Menschen haben eine ungezügelte Liebe für den Genuß, den Einfluß, die Ehre, die Macht und den Reichthum. Gleichzeitig treibt sie eine unwiderstehliche Neigung sich alle diese Dinge auf Kosten eines Andern zu verschaffen. Aber dieser Andere (das Publikum), hat eine ebenso große Neigung, das zu bewahren, was er erworben hat, vorausgesetzt, daß er es *kann* und daß er sich dessen *bewußt* ist.

Die Beraubung, die jetzt eine so große Rolle in der Welt spielt, hat ihre Agenten in der *Gewalt* und der *List*, und ihre Schranken an dem *Muth* und der *Aufklärung*.

Die Gewalt, die auf Raub ausgeht, macht fast den ganzen Inhalt der alten Geschichte aus, und in der neueren haben die Spanier in Amerika, die Engländer in Indien, die Franzosen in Afrika, die Russen in Asien Beiträge dazu geliefert. Aber bei den civilisirten Völkern sind die Produzenten doch zahlreich und stark genug zur Gegenwehr, und doch werden sie beraubt, ja sie berauben sich gegenseitig, nur daß die List an die Stelle der Gewalt getreten ist.

Um das Publikum zu bestehlen, muß man es betrügen. Man betrügt es, wenn man ihm einredet, daß man es zu seinem eigenen Vortheil bestehle, wenn man ihm sein Geld abnimmt und dafür eingebildete und oft sehr schlechte Dienste leistet.

So entstehen die theokratischen, national-ökonomischen, politischen und finanziellen Trugschlüsse. Seitdem die Gewalt in Schach gehalten wird, ist der Trugschluß das herrschende Uebel, ja der Geist des Uebels. Jetzt gilt es, ihn in Schach zu halten, und wie das Volk einst stärker ward als die Starken, es jetzt klüger zu machen als die Klugen.

Druck von Carl Schultze in Berlin.

Förster B

n
120

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bastiat, Friedrich

Die Trugschlüsse der Schutzzöllner gegenüber der gesunden Handels-Politik

Berlin 1847

Merc. 16 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10290414-8